

Hinterland

23 / 2013 4,50 euro

Reisen

Mit an Bord...

Favela-Tourismus in Rio

Der Orient bei Karl May und anderen

Handtaschen-Expeditionen



Foto: Andrea Huber



Das Vierteljahresheft
für kein ruhiges.

Hinterland #23
August 2013 bis Oktober 2013

IMPRESSUM

Titel: Matthias Weinzierl, 2012

Herausgeber:

Bayerischer Flüchtlingsrat
Augsburgerstraße 13
80337 München

Verantwortlich: Matthias Weinzierl

Redaktion: Agnes Andrae, Andrea Böttcher,
Friedrich C. Burschel, Dorothee Chlumsky,
Florian Feichtmeier, Fabian Holzheid, Ralf
Kienzler, Joy Mann, Marina Mayer, Christoph
Merk, Tom Reiss, Till Schmidt, Nikolai Schreiter,
Sarah Stoll & Paula (der Hund)

*Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.*

Kontakt: redaktion@hinterland-magazin.de

Gestaltung: Matthias Weinzierl

Druck: ulenspiegel druck gmbh,
Birkenstraße 3, 82346 Andechs

Auflage: 1.500 Stück

Website: Anton Kaun

Anzeigen: anzeigen@hinterland-magazin.de

Jahresabo: 21,00 Euro

Abo-Bestellung: abo@hinterland-magazin.de

www.hinterland-magazin.de

gefördert von der UNO-Flüchtlingshilfe

Eigentumsvorbehalt:

*Diese Zeitschrift ist solange Eigentum des Absenders, bis
sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist.
Zur-Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im
Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefange-
nen nicht ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem
Grund der Nichtaushändigung in Form eines rechtsmit-
telfähigen Bescheides zurückzusenden.*

4

Zitiert & kommentiert

von Hubert Heinold

reisen

6

Gehen Sie nicht über Los...*Kazims lange Flucht nach Europa*

Ein Interview von Agnes Andrae

12

Orient-Exzess*Ein Reisesplitter*

von Heinz T. Glanz

13

Traveling Favela*Armut als Touristenattraktion in Rio de Janeiro*

Ein Interview von Till Schmidt

19

Im Wutbus nach Havanna*Ein Reisesplitter*

von Ralf Kienzler

20

Reiseverbot in Deutschland*Die Residenzpflicht hält sich hartnäckig*

von Anke Schwarzer

25

„Il s'est excusé en tout cas“*Ein Bombensplitter*

von Caspar Schmidt

26

Reisen in den Tagtraum Europas*Die Erschaffung des Orients in europäischen**Reiseerzählungen*

von Tom Reiss

34

Die Erforschung der Anderen*Koloniale Entdeckungsreisen**und ihre fatalen Konsequenzen*

von Zara Pfeiffer

41

Im Mikrokosmos...*Ein Reisesplitter*

von Tom Reiss

42

Die Reise und die große Freiheit*Über den Ausbruch aus dem Ernst des Lebens*

von Nikolai Schreiter

46

Tourismus grün gewaschen*Ludwig Ellenberg über den**Öko-Etikettenschwindel*

Ein Interview von Till Schmidt

50

Terra Incognita*Von erfundenen Inseln**und Handtaschen-Expeditionen*

von Thomas Glatz

53

Die Mär vom Rotationseuropäer*Über die Anpassung**antiziganistischer Ressentiments*

von Tobias von Borcke

58

Konzertreise durch Lagerland*Der Film „Can't be silent“*

Rezension von Friedrich Burschel

60

Ausschau nach Spuren*Der Musiker Viktor Zoi**und die Blockade von Leningrad*

von Johannes Spohr

69

„Wir möchten, dass man uns hier leben lässt“*Flüchtlinge kämpfen für ihr Bleiberecht*

von Anke Schwarzer und Andreas A.

protest

72

Non-Citizens: Wir haben keine Zeit mehr...*Maria Abens über neue Protestformen**in der Flüchtlingsbewegung*

Ein Interview von Matthias Weinzierl

nsu

77

Zwischen Nazi-Peepshow und Lichtbild-**Slapstick***Verstörende Beobachtungen und Schlaglichter**aus dem NSU-Prozess*

von Friedrich Burschel

lesen

84

Ehe nur zum Schein?*Das Buch „Schein oder Nicht Schein“ setzt sich mit sogenannten Scheinehen auseinander*

von Judith Goetz

nachgehackt

86

Gemeint sind wir alle*Eine Antwort auf die Naziattacken in München*

von Agnes Andrae

Liebe Leserinnen und Leser,

Hurra!, der Sommer ist da, und mit ihm die neue Hinterland. Na gut, auch wir wissen, dass die heißesten Tage und vielerorts auch die Ferien schon fast vorbei sind, aber dennoch widmet sich unsere aktuelle Ausgabe einem Sommerthema, dem Reisen. Und egal ob auf dem Weg in den Süden oder im Rückreisestau, in der Hängematte, auf dem Segelboot, im Sand oder auf dem Balkon, mit oder ohne Hut und Schirm, in der neuen Hinterland ist hoffentlich für alle etwas dabei.

Wie immer haben wir versucht, uns dem großen Thema von allen Seiten zu nähern, und so findet ihr neben Interviews zu Öko- und Favela-Tourismus Beiträge zu Orientalismus, Kolonialismus und Antiziganismus. Und weil Reisen natürlich nicht immer nur aus -ismen besteht und reibungslos und entspannt ist, gibt es noch ein paar persönliche Reisesplitter und unsere Foto-strecke Globale Impressionen oben drauf. Für alle, die im Urlaub gerne ein bisschen rätseln, haben wir ein kleines Ratespiel zum weltweit wichtigsten aller Reiseziele im Gepäck – dem Hostel. Außerdem gibt es Comicstrips vom Landrömer aus der Serie „Kauboi und Kaktus“.

Ganz dem Thema entsprechend müssen wir zugeben, dass die letzten Redaktionssitzungen vorzugsweise an der Isar stattfanden. Weil auch unser neuer Redaktionshund Paula oft dabei war, konnten manche nicht nur mit wenig Licht in einem Schwarm von Mücken Texte lesen, sondern gleichzeitig noch Stöckchen ins hohe Gras werfen.

Bleibt noch der Hinweis auf die kommenden Ausgaben: Nächster Schwerpunkt wird das Thema „Sprache“. Ihr seid natürlich eingeladen, uns dazu Artikelvorschläge, Bilder, Comics etc. zu schicken. Und nächstes Jahr gibt es – Premiere – eine Gemeinschaftsausgabe mit der geschätzten 123w zum Thema Asylpolitik. Wenn das keine guten Aussichten sind.

Viel Spaß beim Lesen

Eure Redaktion



*„Man reist ja nicht, um anzukommen,
sondern um zu reisen.“*

(Caroline Herder, Briefe, 8. September 1788)

*„Das Leben ist eine Brücke – gehe über sie
hinweg, aber baue kein Haus darauf.“*

(indisches Sprichwort)



Hubert Heinhold
ist Rechtsanwalt
und im Vorstand
des Fördervereins
Bayerischer
Flüchtlingsrat e.V.
und bei Pro Asyl.

Die Reise als Selbstzweck war und ist das Privileg der Begüterten. Die Bildungsreisenden des 18. und 19. Jahrhunderts wollten nicht nur fremde Länder und Sitten kennenlernen und so ihren Horizont erweitern. Sie wollten auch Abstand von ihren Alltagsgeschäften und dem persönlichen Umfeld gewinnen oder auch nur die Langeweile ihres Alltags durch den Reiz des Abenteuers konterkarieren. Das Reisen war beschwerlich und sollte es sein.

Für den heutigen Pauschalreisenden gilt bei Androhung einer Schadensersatzklage das Gegenteil. Er will es am liebsten so wie daheim. Er sucht ein All-Inclusive-Buffer, besseres Wetter und Fun auf einer Vergnügungsmeile. Die Reise als Selbstzweck beschreibt jedoch nur eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite sehen wir, dass Reisen Fortschritt bedeutet. Mit dem aufrechten Gang entwickelte sich der Mensch, verließ seine Höhle, besiedelte von Afrika aus die Erde. Die spanischen und portugiesi-

schen Konquistadoren brachten den indogenen Völkern den fragwürdigen Fortschritt unserer Zivilisation. Die Versuche, das Weltall zu erobern, überwinden die Grenzen unseres Planeten.

Aber auch auf unserer Erde gibt es Bewegung. Über 40 Millionen Flüchtlinge sind weltweit unterwegs. Sie haben ihr Herkommen infrage gestellt und bringen es mit. Andere Sichtweisen und Vorstellungen amalgamieren mit unseren, Neues entsteht. Die politische Flucht, die Armutswanderung und künftig auch die Umwelt-Migration zu beklagen, durch Mauern und Militär stoppen zu wollen, ist nicht nur vergeblich, sondern auch dumm.

Migration ist die Hefe der gesellschaftlichen Entwicklung. Sie zwingt uns, den Reichtum zu teilen oder durch Erfindergeist allen Menschen ein erträgliches Leben auf diesem Planeten zu schaffen.<

Globale Impressionen – Stätten der Welt #1:
*Die Proteste im Istanbul Gezi-Park (Türkei)
 locken auch zahlreiche Protestierende aus
 Deutschland in die türkische Metropole.*



Globale Impressionen – Stätten der Welt #2: *Das kleine Dorf Sibiel (Rumänien) am gleichnamigen Sibiel-Bach ist reich an archaischen Sitten. Die sich als bedeutender Bewahrer der Volkskultur verstehende Gemeinde veranstaltet jeden Mittwoch ein Zirkusspektakel in einem kleinen Zelt, das äußerlich nicht viel her machen mag, es dafür aber in sich hat. Zwischen 1986 und 2003 galten die dreibeinigen Antilopen als die Hauptattraktion des Dorfes.*





Routenplanung

von Kabul nach München zu Fuß: 7.617 km in 1.487 Stunden
Aber seien Sie vorsichtig: Der Routenplaner für Fußgänger ist
noch im Beta-Stadium. Auf dieser Route gibt es eventuell keine
Bürgersteige und Fußwege... (Google Maps original)

Gehen Sie nicht über Los...

In 17 Jahren durch 8 Länder: Kazim ist 19 Jahre alt und floh von Afghanistan nach Deutschland.
Im Gespräch mit Agnes Andrae schildert er seinen Fluchtweg.





Kazim, wann begann deine Fluchtgeschichte?

Ich bin in Afghanistan geboren. Als ich zwei Jahre alt war, sind meine Mutter, meine Geschwister und ich in den Iran gegangen. Mein Vater starb in Afghanistan. 2007 floh ich weiter in die Türkei.

Wieso musstest Du in die Türkei fliehen? Wie kamst Du dorthin?

Das Leben im Iran war sehr schwierig. Wir hatten keine gültigen Passpapiere. Die Regierung im Iran verabschiedete zudem einen neuen Beschluss, der uns in Gefahr brachte, nach Afghanistan abgeschoben zu werden.¹ Davor hatten wir sehr viel Angst. Wir wussten nicht, ob sie auch uns abschieben würden, die einzige Möglichkeit sich davor zu schützen war, die Polizei zu bestechen.

Nach einem Streit mit meiner Mutter und meinem Bruder wusste ich, dass ich den Iran verlassen musste und bin allein in die Türkei gegangen. Direkt an der Grenze in der Türkei musste ich 20 Tage warten und mich verstecken. Ich und andere Flüchtlinge sind dann mit kurdischen Schleppern in einem LKW in das Landesinnere gefahren worden. Die Schlepper hatte ich bereits im Iran kennen

gelernt. Sie gaben uns gefälschte iranische Passpapiere.

Wir sind dann weiter mit einem Bus nach Istanbul gefahren. Die Fahrt dauerte 25 Stunden. Auf der Fahrt wurden wir fünf mal von der Polizei angehalten und unsere Papiere kontrolliert. In Istanbul wurde ich in ein Haus gebracht und dort festgehalten. Sie zwangen mich, meine Mutter im Iran anzurufen und um Geld zu bitten. Erst als sie das

„Wir wurden in ein Schlauchboot gesetzt und sie stachen mit einem Messer in das Boot“

Geld hatten, wurde ich wieder freigelassen. Ansonsten hätten sie mich getötet. Meine Mutter musste das Geld im Iran an Kontaktpersonen der kurdischen Mafia in der Türkei, die mich festhielten, übergeben. Man kann sich das wie eine Firma vorstellen.

Nach meiner Freilassung lebte ich einen Monat ohne Geld in einem Stadtteil nahe des Zentrums in Istanbul. Danach fand ich einen Job als Schneider und arbeitete für einen Monat. Ich konnte 1000 Dollar für meine Weiterflucht nach Griechenland sparen.

Wie kamst Du dann nach Griechenland?

Ich kaufte gemeinsam mit vier anderen Personen ein Schlauchboot, mit dem wir nach Griechenland gelangen wollten. Wir schafften es, in einer Nacht nach Lesbos überzusetzen. Am Morgen fand uns dort jedoch die griechische Polizei. Sie sagten uns, sie würden uns in ein Camp bringen, aber das machten sie nicht. Sie brachten uns auf die Polizeistation, in der wir eine Nacht verbringen mussten. Um fünf Uhr morgens fuhren sie mich und 17 andere afghanische Flüchtlinge wieder zum Meer und wir wurden mit der Seepolizei per Boot an die griechisch-türkische Seegrenze gefahren.

Davor wurden wir von der griechischen Polizei auf Geld untersucht und auch gezwungen, uns komplett nackt ausziehen. Sie untersuchten jede Körperöffnung. Wir wurden in ein Schlauchboot gesetzt und sie stachen mit einem Messer in das Boot. Damit wollten sie uns eine Lektion erteilen, so dass wir es nicht wieder versuchen würden, nach Griechenland zu kommen. Nach einer Stunde auf dem Meer wurden wir von der türkischen Seepolizei gerettet. Sie brachten uns an Land und zu einer Polizeistation nach Izmir. Von dort konnten wir aber entkommen.

Ein weiterer Fluchtversuch mit dem Schlauchboot nach Lesbos schlug fehl. Diesmal auf Grund von schlechten Wetterverhältnissen. Beim dritten Mal, an Weihnachten im Jahr 2008, versuchte es Kazim u.a. mit seinem Cousin erneut. Diesmal wurde das Schlauchboot von den Wellen umgeworfen. Eine Frau kam dabei mit ihrem Säugling ums Leben. Kazim und die anderen Flüchtlinge wurden jedes Mal von der Polizei wieder zurück ins Landesinnere der Türkei gebracht.

Beim vierten Mal hat es geklappt. Da war mir dann alles egal: Ob ich es schaffe, ob ich ins Wasser falle, ob ich wieder in die Türkei abgeschoben werde, es war mir alles egal, alles war für mich dasselbe. Ich wollte auf volles Risiko gehen. Was hätte ich zu verlieren gehabt? Ich und vier andere Personen gingen nachts ans Meer und wir haben uns dort nahe des Ufers für vier Tage versteckt. Ein türkischer Mann half uns und verkaufte uns sein Schlauchboot. Um neun Uhr abends gingen wir damit auf See. Alles verlief reibungslos. Wir waren ja schon wie Champions im Bootfahren geübt. In zwei Stunden schafften wir die 30 Kilometer Seeweg und kamen in Mitilini auf Lesbos an.

Was passierte auf Lesbos?

Erst mussten wir uns wieder verstecken. Dann gingen wir zu Fuß weiter. Ich schlief ein paar Tage in Mitilini auf der Straße. Ich hatte nichts zu essen und war so hungrig. Als die Polizei mich schließlich dann doch aufgriff, brachten sie mich nach Pagani.² In Pagani gab es vier oder fünf Anwälte. Es gab dort auch ein paar Personen aus Deutschland, die den Flüchtlingen halfen.

Ich war damals gerade 15 Jahre alt. Daher wurde ich in ein neues Camp gebracht. Es war nicht wie Pagani ein geschlossenes Camp, sondern ein Haus für minderjährige Flüchtlinge und wir konnten ein und ausgehen. Der Name des Hauses ist Villa Azadi.³ Dort verbrachte ich ein ganzes Jahr. Ich konnte von dort aus als Schneider arbeiten und ein bisschen Geld verdienen. Ich sparte wieder und ging schließlich weiter nach Patras. Dort musste ich auch arbeiten, um meine Weiterflucht nach Italien zu finanzieren.

Wie ging es dann weiter?

Ich habe zwei Jahre lang versucht, von Patras aus nach Italien zu kommen. 2012 wusste ich, ich musste weg aus Patras. Es erging mir sehr schlecht dort. Nach Italien habe ich es nicht geschafft. Also entschied ich mich dafür, es über Mazedonien zu versuchen.

„Erst nachdem wir unsere Fingerabdrücke abgegeben hatten, bekamen wir endlich etwas zu essen“

Wie kamst Du nach Mazedonien?

Von Patras aus bin ich nach Thessaloniki gefahren. Ich habe vier Mal versucht, von dort aus über die Grenze nach Mazedonien zu kommen. Jedes Mal in der Nacht und jedes Mal zu Fuß. Einmal wurden ich und ein paar andere Flüchtlinge an der Grenze von Albanern überfallen. Dabei habe ich einen Stich mit einem Messer abbekommen. Bis heute sieht man davon eine

Narbe. Dann haben wir es mit Hilfe eines Schleppers schließlich geschafft.

Und dann?

Ich konnte weiter nach Serbien fliehen. Auch diesmal haben ich und andere vier Mal gebraucht, bis wir es von Mazedonien aus über die Grenze nach Serbien geschafft haben. Von Serbien aus gelang ich schließlich weiter nach Ungarn. Davor musste ich mich allerdings einen Monat lang im Wald verstecken. Nach zwei Versuchen schaffte ich es schließlich von Serbien nach Ungarn zu kommen. Von Ungarn aus kam ich mit Schleppern weiter nach Österreich.

Was passierte in Österreich?

Auch dort versteckte ich mich erst einmal mehrere Tage im Wald. Ich hatte nichts zu essen und trinken und war sehr hungrig. Ich ging weiter in eine kleine Stadt in der Nähe von Wien und fragte eine alte Frau, die vor ihrem Haus stand, um Wasser. Sie ging zurück in ihr Haus und rief die Polizei.

Ich und ein paar andere liefen in den Wald, aber die Polizei erwischte uns. Wir wurden sogar mit Helikoptern gesucht. Wir hatten keine Chance zu entkommen und wurden mit auf die Wache genommen. Erst nachdem wir unsere Fingerabdrücke abgegeben hatten, bekamen wir endlich etwas zu essen. Dann wurden wir nach Traiskirchen gebracht. Dort blieb ich 22 Tage lang. Dann hielt ich es nicht mehr aus und floh weiter.



Zurück auf Los:
Jugendliche
Flüchtlinge nach
ihrem gescheiterten
Versuch, die Grenze
zwischen Griechen-
land und Türkei zu
überwinden. Nach
ihrer Ankunft in
Griechenland
wurden sie von der
Polizei wieder in die
Türkei abgeschoben.

Übersetzung
aus dem Englischen
von Agnes Andrae

Agnes Andrae
ist Sozialarbeiterin
und macht eine
Ausbildung zur
Schneiderin. Sie
arbeitet beim
Bayerischen
Flüchtlingsrat.

Wie kamst Du schließlich nach
Deutschland?

Ich hatte Glück und bin mit dem Zug nach Deutschland gefahren, ohne erwischt zu werden. Dort wurde von der Polizei anhand meiner Fingerabdrücke festgestellt, dass ich zuvor in Österreich gewesen bin und ich sollte dorthin zurückgeschoben werden.⁴ Nur mit Hilfe meiner Anwältin konnte ich schließlich in Deutschland einen Asylantrag stellen. Das Verfahren läuft noch. Ich weiß nicht, was passieren wird, ob ich eine Duldung bekomme oder wieder nach Afghanistan abgeschoben werde. Es ist alles noch offen.

Wohin würdest Du reisen, wenn Du einen Aufenthalt bekommst?

Als aller erstes würde ich nach Griechenland fahren. Ich verbinde so viele Erinnerungen mit diesem Land. Aber das ist bis jetzt nur ein Traum. Dann würde ich meine Familie im Iran besuchen. Meine Freunde sind überall auf der ganzen Welt verstreut, ich würde sie suchen gehen; in Schweden, Griechenland und so weiter.

Ich erinnere mich an eine Situation in Patras, als die Polizei uns aufgegriffen hatte und uns dabei heftig verprügelt hat. Ich lag am Strand in der Sonne und schaute in den Himmel und sah dort einen Vogel über mir fliegen. Da dachte ich mir: Wieso muss ich ein Mensch sein, wieso kann ich kein Vogel sein? Dann wäre ich frei und könnte überall hin, wo ich möchte. Vielleicht ist es eines Tages so weit. Ich hoffe.<

¹ Anfang 2007 gab der iranische Innenminister bekannt, innerhalb weniger Monate eine Million Flüchtlinge aus Afghanistan in ihr Herkunftsland abzuschieben. Davon betroffen waren auch Personen, die einen legalen Status im Iran besaßen. Schätzungen zufolge lebten 2007 etwa zwei Millionen afghanische Flüchtlinge im Iran.

² Nahezu alle Flüchtlinge, die auf Lesbos ankamen, wurden in das geschlossene Camp Pagani gebracht. Im Sommer 2009 waren dort Pro Asyl zufolge in der Regel 800 bis 1000 Personen inhaftiert. Darunter befanden sich auch viele Familien mit Kindern oder unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Im November 2009 wurde das Lager nach langen Protesten der Inhaftierten geschlossen.

³ Die Villa Azadi ist eines der wenigen Häuser, in denen der griechische Staat minderjährige Flüchtlinge unterbringt. Villa Azadi heißt übersetzt „Haus der Freiheit“. Im Schnitt leben dort 100 Jugendliche.

⁴ Kazim sollte aufgrund der Dublin II-Verordnung nach Österreich abgeschoben werden. Die im Jahre 2003 beschlossene Verordnung regelt, welches europäische Land für den Asylantrag eines Flüchtlings zuständig

ist und folgt dabei dem „Verursacherprinzip“, d.h. das Land, das die Einreise eines Flüchtlings in die EU verursacht hat, soll auch für das Asylverfahren zuständig sein. Da Kazims Fingerabdrücke in Österreich erstmals aufgenommen wurden, sollte somit Österreich sein Asylverfahren behandeln. Überprüft wird dies anhand der europaweiten Fingerabdruckdatenbank EURODAC.

Globale Impressionen – Stätten der Welt #3: *Entgegen der filmischen Suggestion wurde die zweite Staffel der Kultserie „The Wire“ nicht in Baltimore (Maryland), sondern in der Hafenstadt Antwerpen (Belgien) abgedreht. Der Containerumschlag lag 2011 bei 8.664 Millionen. „The Wire“-Produzent David Simon soll die Entscheidung schon am ersten Drehtag bereut haben. Er sagte: „This city makes me crazy!“*



Orient-Exzess

Meine Butterfahrt nach Marokko. Von Heinz T. Glanz



Illu: Ralf Kienzier

Billigflüge mögen aus ökologischen Gesichtspunkten katastrophal sein. Immerhin ermöglichen sie es den eher Klammen, die weite Welt kennenzulernen. Zumindest ein bisschen. Den eigenen Horizont erweitern, Neues entdecken, mit anderen Menschen in den Dialog treten, vielleicht auch auf Augenhöhe – so oder so ähnlich klingen Versprechen hiesiger Reiseagenturen, und auch die Hoffnungen, Bedürfnisse und Rechtfertigungen ihrer Kundschaft.

Vor recht genau einem Jahr war ich in M. Als ich vor der Abreise gefragt wurde, warum ich denn nun ausgerechnet nach M. wollte, antwortete ich mit einem Phrasengerümpel, das dem obigen recht ähnlich war. Ich wusste nicht allzu viel über M. – nur Banalitäten. Der obligatorische Lonely Planet lag unberührt schon seit Wochen auf dem Kaffeetisch.

Spontanität ist toll, auch beim Verreisen. Eine Fahrt ins Blaue ist aufregend. Ich mag es, ohne große Pläne ins Auto oder aufs Rad zu steigen und ins Irgendwo hinzufahren. Nicht zu wissen, was einen erwartet. Und warum nicht auch einfach in den Flieger, wenn es erschwinglich ist?

Nach einer Woche Rundreise waren meine Begleitung und ich jedoch alles andere als zufrieden mit unserem Aufenthalt in M. Vieles funktionierte nicht, wie wir es wünschten und es regnete viele, lange Tage. Der Schlamm schwoll an – mit ihm unsere schlechte Laune. Auch fühlten wir uns von aufdringlichen Menschen belästigt, die scheinbar nur darauf gewartet hatten, unsere Nerven zu strapazieren. Zugegeben: Wir boten auch eine große Angriffsfläche, so planlos und unsicher, wie wir durch die verwinkelten Gassen diverser orientalischer Altstädte huschten.

Irgendwann bekam ich einen Tinnitus. Regenwolken und Schlammmassen verschwanden nicht. Die Prognosen versprachen alles andere als Besserung. Andere Reiseziele erschienen uns nun wesentlich reizvoller. Darüber ließ sich gut plaudern in unserem Refugium, am Pool inmitten eines malerischen Riadhs, in dem ich – sollte sich einmal der richtige Anlass anbieten – gerne eine rauschende Party schmeißen möchte.

Spontanität ist toll, auch beim Verreisen. Nächster Halt: Ammersee. Das Geräusch in meinem Ohr verschwand innerhalb kürzester Zeit. Und das Wetter: herrlich. Gut, dass das Fliegen so billig ist. Spontanität ist toll, auch beim Verreisen. Vielleicht komme ich wieder.<

Traveling Favela

Kommerzielle Touren nach Rocinha in Rio de Janeiro stoßen bei internationalen Besucherinnen und Besuchern auf großes Interesse. Dem Wohnviertel haftet das Image der „größten Favela Lateinamerikas“ an. Till Schmidt sprach mit der Soziologin Bianca Freire-Medeiros über die Anfänge der Touren nach Rocinha, die stereotype Wahrnehmung von Favelas und Einschätzungen der lokalen Bevölkerung.





Knipsi, knipsi

Rocinha - wo die Müllhalde zum Faszinosum wird

Wie hat das touristische Interesse an Rocinha begonnen?

Ironischerweise starteten die ersten Touren zu einem Zeitpunkt, als die brasilianische Regierung alles daran setzte, die Favelas aus der öffentlichen Wahrnehmung zu verbannen. Zur UN-Conference on Environment and Sustainable Development im Jahr 1992 kamen über 30 000 Menschen nach Rio, darunter Regierungsvertretungen, Journalisten und Journalistinnen und Leute von NGOs. Auf gesamtstaatlicher, föderaler und lokaler Ebene bemühte man sich damals darum, eine Atmosphäre von Ordnung und Sicherheit zu schaffen. So wurden während der Konferenz etwa Panzer an den Eingängen zu nahegelegenen Favelas postiert, und Soldaten patrouillierten in der Umgebung.

Allerdings organisierten während der Konferenz verschiedene lokale NGOs und Greenpeace Touren durch Rocinha. Delegierte, Abgesandte von internationalen NGOs sowie hunderte Journalistinnen und Journalisten nahmen daran teil. Mit den Touren wollte man nicht nur auf die prekären Wohn- und Lebensbedingungen hinweisen, sondern etwa auch darauf, dass für die Konferenz hunderte Straßenkinder gewaltsam aus den reicheren Stadtteilen in

die Favelas gebracht wurden. Unterdessen begannen auch kommerzielle Agenturen damit, Touren nach Rocinha anzubieten – ungeplant und als Reaktion auf die entstehende, spontane Nachfrage internationaler Besucherinnen und Besucher. Daraus entwickelten sich die heutigen Touren, die inzwischen zum Mainstream-Tourismus in Rio gehören. 2006 wurde Rocinha in die Reihe der offiziellen touristischen Attraktionen der Stadt

„Die Mehrheit der lokalen Bevölkerung rechnet nicht damit, mit den Touristinnen und Touristen Geld zu verdienen“

aufgenommen. Die Trips sind zu einer wirklich großen Angelegenheit geworden.

Inwiefern?

Es gibt inzwischen mehrere verschiedene Agenturen, die Touren anbieten – zu Fuß, mit Jeeps oder sogar auf dem Rücksitz von Motorrädern. Diese Entwicklung lässt sich auch auf die Hanglage von Rocinha zurückführen; von dort aus hat man eine sehr gute Aussicht auf Rio. Außerdem liegt das Viertel inmitten der wohlhabenden

Südzone, in der sich auch die weltberühmten Strände Copacabana und Ipanema befinden. Viele Touristinnen und Touristen kombinieren ihren Besuch in Rocinha mit anderen Attraktionen, etwa dem Zuckerhut oder dem Botanischen Garten. Oft sind es gerade die Kontraste, die sie an Rio schätzen.

Wer verdient am Tourismus in Rocinha?

Zwar profitiert mit der Produktion und dem Handel von Kunsthandwerk eine kleine Gruppe von Bewohnerinnen und Bewohnern in geringem Umfang vom Tourismus in ihrer Wohngegend. Doch im Wesentlichen sind es die externen Tourismusagenturen, die die Gewinne einstreichen. In den wenigsten Fällen werden die Profite in die Favela reinvestiert; falls doch, dann ausschließlich über Wohltätigkeitsorganisationen.

Sofern sie denn überhaupt existieren, sind die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Favelados und Touristen und Touristinnen informell und sporadisch. Die Mehrheit der lokalen Bevölkerung ist realistisch und rechnet eher weniger damit, mit den – in der Regel aus Europa und den USA stammenden – Touristinnen und Touristen Geld zu verdienen.



Bianca Freire-Medeiros ist Soziologin und arbeitet am Center for Research and Documentation on Brazilian Contemporary History in Rio de Janeiro. Mit „Touring Poverty“ (Routledge, 2013) veröffentlichte sie eine umfassende Monographie zum Tourismus in Rocinha.

Können die Bewohnerinnen und Bewohner dem Tourismus in ihrer Wohngegend dennoch etwas Positives abgewinnen?

Ja. Meine Forschung in Rocinha hat gezeigt, dass eine sehr große Mehrheit der Bevölkerung den Tourismus in ihr Wohngebiet grundsätzlich befürwortet. Zwar kommt es auch zu unangenehmen Situationen, etwa wenn die eigene Privatsphäre gestört wird. Auch haben einige Favelados Verbesserungsvorschläge hinsichtlich der konkreten Ausgestaltung der Touren. Doch alles in allem überwiegt für die meisten Einheimischen das Positive, egal ob sie nun in Gegenden leben, die von den Touristinnen und Touristen frequentiert oder eher ignoriert werden.

Den Befürworterinnen und Befürwortern unter den Einheimischen geht es dabei um die Chance, dem Image von Favelas als ausschließlich von Gewalt und Kriminalität geprägten Orten entgegenzuwirken. Diese positiven Reaktionen auf die Touren sind deshalb im Kontext der Diskriminierung und Stigmatisierung von Favelas und der dortigen Bevölkerung zu sehen, die von nationalen wie internationalen Medien und Teilen der brasilianischen Elite seit Langem betrieben wird. Den Tourismus sehen viele Favelados als etwas an, das ihnen einen legitimen Platz auf der Landkarte verleiht.

Interessanterweise zeigten sich sehr viele Einheimische darüber erstaunt, dass für die Touren überhaupt Geld verlangt wird. Die verschiedenen Agenturen berechnen etwa 35 US-Dollar für einen drei- bis fünfstündigen Trip durch Rocinha.

Verändern die Touren tatsächlich die Wahrnehmung der Besucherinnen und Besucher?

Die Touristinnen und Touristen kommen mit der Vorstellung, dass die Favelas – wie im Film „City of God“ dargestellt – unglaublich stark von Gewalt und Armut geprägt sind. Diese Vorstellung relativieren sie in der Regel nach der Tour, weil sie merken, dass auch hier, trotz alledem, das Leben weitaus dynamischer und komplexer ist. Ihre Wahrnehmung von Rocinha nach einer der Touren ist oftmals aber nicht weniger problematisch. Armut wird dann idealisiert und romantisiert. Viele Touristinnen und Touristen heben einen den Favelas angeblich eigenen Sinn für Gemeinschaft hervor.

Wie sieht demgegenüber die Realität aus?

Rocinha ist ein sehr großes Viertel, das auch sozial sehr ausdifferenziert ist; der letzten staatlichen Erhebung zufolge leben hier etwa 69 000 Menschen. Im Vergleich zu anderen Favelas existiert in Rocinha inzwischen eine recht gut entwickelte Infrastruktur. Dennoch greift die Tourismusindustrie bestimmte Stereotype auf, die über Favelas kursieren. Dieses Set an Vorstellungen, das auch über Filme und andere Medien produziert und reproduziert wird, bezeichne ich als „traveling favela“.

Obwohl Rocinha seit 1993 als regulärer Stadtteil Rio de Janeiros anerkannt ist, wird es teils als „größte Favela Lateinamerikas“ vermarktet. Aber auch viele Einheimische nehmen ihre Wohngegend immer noch als Favela wahr.

Wie kommt es, dass Favela-Touren inzwischen auch von staatlicher Seite anerkannt werden?

Zwar sind die Favelas etwas, das die brasilianischen Eliten vor den internationalen Besucherinnen und Besuchern lieber verstecken würden – sie ziehen andere Produkte der Tourismusindustrie definitiv vor. Doch letztlich können sie gar nicht anders, als das Interesse und die Nachfrage der Touristinnen und Touristen anzuerkennen.

In Rio werden kommerzielle Favela-Touren ja nicht nur nach Rocinha angeboten. Wie diese verschiedenen Destinationen vermarktet und verkauft werden und welche sozialen Akteure dabei involviert sind, unterscheidet sich mitunter erheblich. So versuchte die Stadtverwaltung vor einigen Jahren, die Favela Morro da Providência in ein „Open-Air-Museum“ zu verwandeln – allerdings ohne großen Erfolg.

Der Tourismus in verarmte städtische Gebiete beschränkt sich auch nicht nur auf Brasilien. In allen Megacities des globalen Südens gibt es den Versuch, Armut in etwas Positives zu verwandeln, sie zur Ware zu machen. Das steht auch im Kontext eines neo-liberalen City-Marketings.

Übersetzung
aus dem Englischen
von Till Schmidt

Globale Impressionen – Stätten der Welt #4:
*Auf der Transferstraße von Vodnjan nach Pula kann
einem schon mal ein Boot begegnen. Pula zählt zu den
schönsten Städten Kroatiens. Das Amphitheater (Kaiser
Augustus) ist ein Wahrzeichen an der Südspitze der
istrischen Halbinsel.*



Globale Impressionen – Stätten der Welt #5:

*Der Schaf- und Rinderschlachthof in der Provinz
Driouch zählt zu den größten Schlachthöfen
Marokkos (knapp 14.500 Quadratmeter). Täglich
finden Führungen statt – das Fotografieren innen
ist allerdings verboten.*



Im Wutbus nach Havanna

Von Ralf Kienzler



Europameisterschaft 2008 in Österreich und in der Schweiz. Und in Kuba. Denn dort bin ich und sehe mir das Spiel Deutschland gegen die Türkei an, zusammen mit einer Freundin. Es ist der erste Teil unseres Urlaubs: Jeden Tag Strand und schlecht gemixte Cocktails. Nach dem viertägigen Aufenthalt im Ferienressort Varadero soll es weitergehen nach Havanna. Oder sind es drei Tage? Egal.

Wir befinden uns im Gemeinschaftsraum des Hotels. Auf der Treppe nach oben sehen wir einen Kubaner, der ein Äffchen an einer Leine am Geländer festgebunden hat. Süß. Aber auch traurig. Ein Antagonismus. Der Kuba-Affe (Paralouatta varonai) ist seit etwa 6000 Jahren ausgestorben. Um einen solchen handelt es sich also nicht.

Wir verweilen, verfolgen das Spiel. Die deutsche Nationalmannschaft wird gewinnen. Wir nicht, wir werden das Spielende nicht mitbekommen. Aufgeregt spricht uns eine Person an. Wir sehen sie zum ersten Mal. Es ist die Reiseleiterin. Keine Ahnung, wie sie uns erkannt hat. „Der Bus wartet, seit über einer

Stunde. Nur auf euch“, sagt sie. Es gehe weiter nach Havanna: „Jetzt!“ Verdammt, Abreise ist heute, nicht morgen. Wie konnten wir uns um einen ganzen Tag vertun? Aufbrechen, Koffer packen, Trinkgeld hinterlassen und ab. Zum Bus.

Wird man uns dort zujubeln? Unsere Freude teilen, trotz Verspätung dieser illustren Reisegruppe beiwohnen zu dürfen? „War eine lange Schlange vor der Eisbude oder habt ihr euch an der Strandpromenade verirrt?“, fragt ein älterer Herr hintersinnig. Wer das lustig findet, hat verloren. Es ist heiß. Dem Gepäck nach zu urteilen, scheinen die meisten Reisenden nur einen Kurztrip nach Havanna geplant zu haben. Nun wird er noch kürzer.

Weshalb gibt es in Bussen immer nur einen – schmalen – Durchgang? Laufstege sind Orte des Grauens. Erboste Blicke von beiden Seiten. „Es dauert seine Zeit, so gut auszusehen“, sage ich. Sage ich nicht. Ich blicke stattdessen auf den Boden und denke dabei an Comicfiguren, die kochen vor Wut. Mit knallroten Köpfen, schwarzen Wolken und Blitzen über ihren Häuptern. Davon ein ganzes Rudel in zwei symmetrisch angeordneten Sitzreihen vor mir. Der Weg erscheint unendlich lang. Ich möchte winken, wohlwollend nicken und mit dem Finger auf einzelne Personen zeigen. Endlich. Wir sitzen. Dann endlich. Wir sind am Ziel.

Die coolen Kids sitzen immer hinten im Bus.
Dort ist noch niemand.
Wir nehmen Platz.<



Reiseverbot in Deutschland



Derzeit werden in Deutschland über 150 000 Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Asylsuchende und Menschen mit Duldung unterliegen der so genannten „Residenzpflicht“. Zwar gibt es inzwischen auf Länderebene Erleichterungen. Der Gebietsarrest für Flüchtlinge sollte jedoch ohne Wenn und Aber aus den deutschen Gesetzesbüchern gestrichen werden. Von Anke Schwarzer

Das Reiseverbot und den Gebietsarrest für Flüchtlinge haben einige Bundesländer in den letzten Jahren gelockert. Doch es bleibt beim Herumdoktern an einzelnen Liberalisierungen hier und da, an ausgefeilten Ausnahmeklauseln und ausgeklügelten Gebietserweiterungen. In elf der dreizehn Flächenstaaten wurde der Aufenthaltsbereich von Asylsuchenden auf das Bundesland ausgeweitet. Keine Änderung gibt es im Saarland – das kleinste Flächenland mit seinen sechs Landkreisen galt schon immer als ein zusammenhängender Aufenthaltsbereich, weil nur eine Ausländerbehörde für alle Flüchtlinge im Land zuständig ist.

Bayern und Sachsen weiteten den Aufenthaltsbereich vom Landkreis auf den etwas größeren Regierungsbezirk aus. In Thüringen wurde zunächst ein umständliches System von je drei umliegenden Landkreisen einschließlich einer größeren Stadt als Aufenthaltsbereich eingeführt. Seit Juli ist dort aber – wie sonst nur noch in Mecklenburg-Vorpommern – für alle Betroffenen der Aufenthalt im Bundesland ohne Einschränkung erlaubt.

Wollen Asylsuchende und Menschen mit einer Duldung allerdings in ein anderes Bundesland reisen, müssen sie auch in Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern, ebenso wie in allen anderen Bundesländern eine Erlaubnis beantragen. In sechs Bundesländern erheben die Ausländerbehörden dafür immer noch Gebühren, etwa in Bremen, Baden-Württemberg, Bayern und Berlin. Immerhin: Berlin und Brandenburg erteilen Dauererlaubnisse für das jeweilige Nachbarbundesland, ebenso Bremen und Niedersachsen, da dort länderübergreifende Regelungen getroffen wurden.

Drakonische Strafen

Manche Bundesländer halten aber auch eisern an der Residenzpflicht fest, etwa das von der SPD regierte Hamburg. Dort sind mehr als 6000 Menschen von der Regelung betroffen. Letztes Jahr erteilte die Stadt 600 „Verlassenserlaubnisse“ – die Zahl der Ablehnungen ist nicht bekannt, da die Anträge laut Hamburger Innenbehörde nicht statistisch erfasst wurden. Gegen länderübergreifende Regelungen, zum Beispiel mit Niedersachsen, sperrt sich Hamburg hartnäckig.

Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg dagegen, die mit Ludwigshafen und Mannheim eine Metropolregion teilen, erwägen eine länderübergreifende Residenzpflicht. Brandenburg will sich sogar um Vereinbarungen bemühen, die nicht nur die Nachbarbundesländer betreffen, sondern Länder aus dem ganzen Bundesgebiet. Dieses Vorgehen besitzt zwar einen gewissen Charme, unterläuft es doch in Teilen den Gebietsarrest, dem unbescholtene Menschen aus dem Iran, aus Afghanistan, Togo, Serbien, aus dem Irak und aus vielen anderen Ländern unterliegen; nichtsdestotrotz: Die entsprechenden Bundesgesetze, die den institutionellen Rassismus in Form gießen, werden damit nicht abgeschafft.

Dieses innerhalb der Europäischen Union einzigartige Reiseverbot verweigert Flüchtlingen elementare Rechte. Derzeit werden über 150 000 Menschen in ihrer Bewegungsfreiheit beschnitten. Asylsuchenden ist es nach dem Asylverfahrensgesetz untersagt, ohne Erlaubnis das Gebiet der für sie zuständigen Ausländerbehörde zu verlassen. Für Menschen mit Duldung ist der Bewegungsbereich nach dem Aufenthaltsgesetz auf das Bundesland begrenzt, in dem die Geduldeten gemeldet sind. Den Behörden ausgeliefert, in einer Atmosphäre ständiger Ohnmacht, Willkür und Schikane – viele Flüchtlinge ersparen sich das bittere Prozedere, reisen ohne Erlaubnis und riskieren damit Strafen mit weit reichenden Folgen. Da sie im Wiederholungsfall als vorbestraft gelten, haben sie später Probleme etwa bei der Arbeitssuche oder der Bleiberechtsregelung. Das Gesetz sieht Geldbußen von bis zu 2500 Euro vor, im Wiederholungsfall auch eine Freiheitsstrafe von bis zu einem Jahr.

Mit zweierlei Maß

Trotz aller Reformen können die Ausländerbehörden in den Bundesländern mit gelockerter Residenzpflicht – Ausnahmen sind hier Mecklenburg-Vorpommern und Thüringen – nach wie vor den Bewegungsradius auf einen Landkreis oder sogar eine Stadt beschränken. Die Gründe dafür sind vielfältig: Aufenthalt in einer Aufnahmeeinrichtung, Verurteilungen wegen selbst geringfügiger Straftaten, Verdacht verfassungsfeindlicher Bestrebungen und vor allem fehlende Mitwirkung an der Ausreise. Die Menschenrechtsor-

ganisation Pro Asyl kritisiert: „So wurde die Residenzpflicht in vielen Bundesländern von einer pauschalen Schikane für alle Asylsuchenden und Geduldeten in eine individuell verhängbare Sanktionsmöglichkeit umgewandelt, mit der die Ausländerbehörden Betroffene nach eigenem Gutdünken bestrafen und unter Druck setzen können.“

Für diejenigen, die straffällig geworden sind, bedeutet die Residenzpflicht übrigens eine Doppelbestrafung: Geld oder Gefängnis etwa für Diebstahl, Drogenbesitz oder Verstöße gegen das Aufenthaltsrecht wie die Residenzpflicht und zusätzlich die oft jahrelang geltende freiheitsbeschränkende außergerichtliche Sanktion. „Jeder Mensch hat das Recht, sich innerhalb eines Staates frei zu bewegen“, heißt es in Artikel 13 der UN-Menschenrechtskonvention. Ein Menschenrecht verwerke man aber nicht durch Ladendiebstahl oder die Beurteilung eines Beamten, Mitwirkungspflichten verletzt zu haben, kritisiert Pro Asyl.

Die Liberalisierungen sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass das verfassungsfeindliche Abschreckungsrecht bestehen bleibt – und damit die demütigenden Einschnitte in das Leben von Flüchtlingen. Im Februar dieses Jahres etwa ist Osman Tigani in der Ausländerbehörde in Bitterfeld festgenommen worden, als er seine Duldung verlängern wollte. Der 2004 aus dem sudanesischen Darfur geflohene Mann hatte die Residenzpflicht verletzt und die Geldstrafen nicht bezahlt. Prompt wurde eine Ersatzfreiheitsstrafe angeordnet. Unterstützer trieben rund 1500 Euro auf, damit er wieder freigelassen werden konnte. Leider können sich nur die wenigsten anderen Menschen, die sich in Tiganis Situation befinden, auf derartige Solidarität verlassen.

Ideologie der Ungleichwertigkeit

Initiativen zur weitgehenden Aufhebung der Residenzpflicht sind sowohl im Bundesrat als auch im Bundestag gescheitert. Rheinland-Pfalz (SPD und Grüne) kündigte im letzten Jahr eine neue Bundesratsinitiative an. Doch die Aussichten sind schlecht – einige Bundesländer, darunter Hessen (CDU), Hamburg (SPD) und Sachsen-Anhalt (CDU und SPD) sehen nach eigenen Angaben keine Gründe, die räumlichen Beschränkungen aufzuheben.

Die Residenzpflicht reiht sich ein in die Kette weiterer Sondergesetze, die Flüchtlingen ihre Rechte in dem Land der Asylsuche entziehen: Arbeits- und Studienverbot, Isolation, Gutscheine statt Bargeld, Kettenduldungen. Insbesondere das Asylbewerberleis-

tungsgesetz schafft eine ‚Menschenwürde mit Rabatt‘. Grüne und Linke fordern schon lange die Abschaffung des Gesetzes. CDU/CSU, FDP und SPD allerdings möchten an dem Gedanken, es gebe ein Existenzminimum unterhalb des Existenzminimums, festhalten.

Die Residenzpflicht ist nicht nur ein Problem für die Betroffenen. Die Entrechtung formt auch das rassistische Ressentiment aus der Mitte der Gesellschaft und begünstigt rechte Gewalt. Diese Gesetze produzieren ausgegrenzte Menschen und fördern deren Abwertung durch Medien und Menschen. Politisch und gesellschaftlich betriebene Ausschlüsse hinterlassen auf allen Seiten ihre Spuren im Denken, Fühlen und Handeln.

Die von dem Sozialwissenschaftler Wilhelm Heitmeyer benannte „Ideologie der Ungleichwertigkeit“ sorgt dafür, dass Asylsuchende ökonomisch und rechtlich schwächer gestellt werden. Die Flüchtlingsabschreckungspolitik weist ihnen eine untergeordnete Statusposition zu und stabilisiert, legitimiert und erzeugt damit gleichzeitig die Ungleichwertigkeit und die mit ihr verbundene Ungleichheit immer wieder neu.

„Nicht die Menschen verstoßen gegen das Gesetz, sondern das Gesetz verstößt gegen die Menschlichkeit“, sagt Ashkan Khorasani zur Residenzpflicht. Der 23-jährige Mann aus dem Iran hat sich den jüngsten Flüchtlingsprotesten angeschlossen. Wollen sich Flüchtlinge vernetzen, um gegen ihre Behandlung zu kämpfen, müssen sie in der Regel ihre Landkreise und Bundesländer verlassen. Angesichts der Praxis von Ausländerbehörden, Flüchtlingen die Teilnahme an politischen Veranstaltungen zu verwehren, bedeutet die Residenzpflicht auch ein faktisches Verbot der Versammlungsfreiheit. Aber auch andere Grundrechte, etwa die freie Ausübung der Religion, das Recht auf körperliche Unversehrtheit oder der Schutz der Ehe, werden durch die Residenzpflicht beschnitten. Sie ist eine Entrechtung und Entdemokratisierung im Alltag.

Gegen die Residenzpflicht wehren sich Flüchtlinge seit über 30 Jahren. Ihre Proteste haben dafür gesorgt, dass es mittlerweile Erleichterungen auf Länderebene gibt. Doch bis zur Abschaffung der entsprechenden Bundesgesetze ist es noch ein weiter Weg.<

Anke Schwarzer
ist Journalistin und
lebt in Hamburg.



Globale Impressionen – Stätten der Welt #6: Der Markusplatz (Piazza San Marco) ist der einzige Platz in Venedig, der sich der Bezeichnung „Piazza“ rühmen darf. Allerdings ist der „schönste Festsaal Europas“ (Napoleon) chronisch von Touristinnen und Touristen überlaufen. Es sind gerade die kleinen aber feinen Orte, die den italienischen Lagunen-Traum sehenswert machen. Bei den Muschelfischern von Chioggia, im Zunfthaus am Campo S. Margherita oder einfach auf den Dächern der Stadt ist es am schönsten.

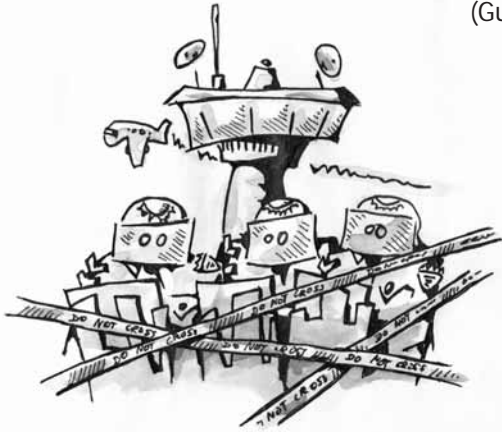


Globale Impressionen – Stätten der Welt #7:

Ja, wir sind mit dem Radl da! Nirgends ist das Fahrradfahren so schön wie in Amsterdam. Das Fahrrad gilt dort nicht als Fortbewegungsmittel, es ist ein Lebensgefühl. Allein die Fahrradrampe am Hauptbahnhof Amsterdam Centraal bietet Platz für 7 000 Drahtesel. In den zahlreichen fietsverhuuren (Fahrradverleihe) können Bikels kostengünstig entliehen werden. Chapeau, Amsterdam!

Il s'est excusé en tout cas

Oder: „Auf jedem Schiff, das dampft und segelt, gibt's einen, der die Sache regelt“
(Guido Westerwelle, Außenminister und Denker). Von Caspar Schmidt



Illu: Ralf Kienzler

Die Stimmung am internationalen Flughafen Paris-Orly ist angespannt. Militärpolizei bahnt sich den Weg durch die Menge. Die Einsatzkräfte sperren einen Teil des Flughafens ab, genau dort, wo wir soeben unser Gepäck aufgeben wollten. Wir waren vor einer Stunde schon einmal am Schalter. Er war nicht besetzt. Jetzt steht dort ein einsamer Koffer und überall sammelt sich Militär. Nichts geht mehr.

Ich war noch nie ein Freund von Flugreisen. Tausende Fuß hoch über der Erdoberfläche, gefangen in einem Stahlmonster, das jederzeit abstürzen droht. Man liest häufig genug von Flugzeugabstürzen. Und zur nervlichen Belastungsprobe kommt heute neben dem Nikotin-Entzug noch die latente Terrorgefahr. Machen wir uns nichts vor. Fliegen ist die Hölle.

Ich bin nicht religiös, aber auf Flugreisen habe ich immer ein Gebetsbuch im Gepäck. Niemand kann mit hundertprozentiger Gewissheit sagen, dass ein Gebetsbuch in diesem Fall nichts nützt. Ein zweites Hilfsmittel: Ich stelle mir vor, mit den Füßen den Antrieb und die Bremsen des Flugzeugs beeinflussen zu können. Wenn das Flugzeug dann in Turbulenzen gerät, justiere ich mit den Füßen nach. Das beruhigt.

Weiteres Militär kommt in die Halle des Flughafens. Es sperrt das Gelände immer weiträumiger ab. Die Lage scheint wirklich ernst zu sein. Über eine Stunde dauert die Operation schon. Gegen Terror in der Luft hilft nur gelebte Toleranz. Mir ist vor allem wichtig, nicht in 2000 Metern Höhe von einer Bombe in Stücke gerissen oder entführt zu werden – deshalb toleriere ich Sicherheitsvorkehrungen am Flughafen grundsätzlich.


Inzwischen wurde die gesamte Halle geschlossen, die Gepäckaufgabe in eine andere Halle verlagert. Die Passagiere starren auf Monitore, wollen wissen, wo sie mit ihrem Gepäck nun hin sollen. Wir beschließen, dem Trubel zwischenzeitlich zu entkommen. Essen in sicherer Entfernung. Ich nutze die Zeit, meiner Begleiterin ein paar Gedanken zur sicherheitspolitischen Lage in Europa mitzuteilen und lobe die Logistik der Operation.

Währenddessen gelingt es der Flughafen-Bürokratie tatsächlich, das Chaos unter Kontrolle zu bringen. Die Halle ist leer, die neuen Gepäckaufgabestellen sind eingerichtet. Das Warten hat ein Ende. Wir machen uns auf den Weg zum Schalter – Korsika ist in greifbarer Nähe.

Als wir in der Schlange stehen, spricht meine Begleiterin aus, was schon seit geraumer Zeit in der Luft gelegen sein muss, nur mir kam es nicht in den Sinn. Doch jetzt steht sie plötzlich im Raum, die Frage, und sie trifft mich hart: „Hey Caspar, wo ist eigentlich dein zweiter Koffer?“ Ja verdammt, wo ist eigentlich mein zweiter Koffer? Hinter den Absperrgittern, eingerahmt von hunderten Einsatzkräften der Militärpolizei? Niemals! Oder vielleicht doch? Vermutlich. So sieht es jedenfalls aus! Ich wäge ab. Besteht etwa die Möglichkeit, den Koffer unbemerkt zurückzulassen? Spätestens eine Auswertung der Überwachungskameras würde mich im Nachgang aber dennoch überführen. Es hilft nichts.

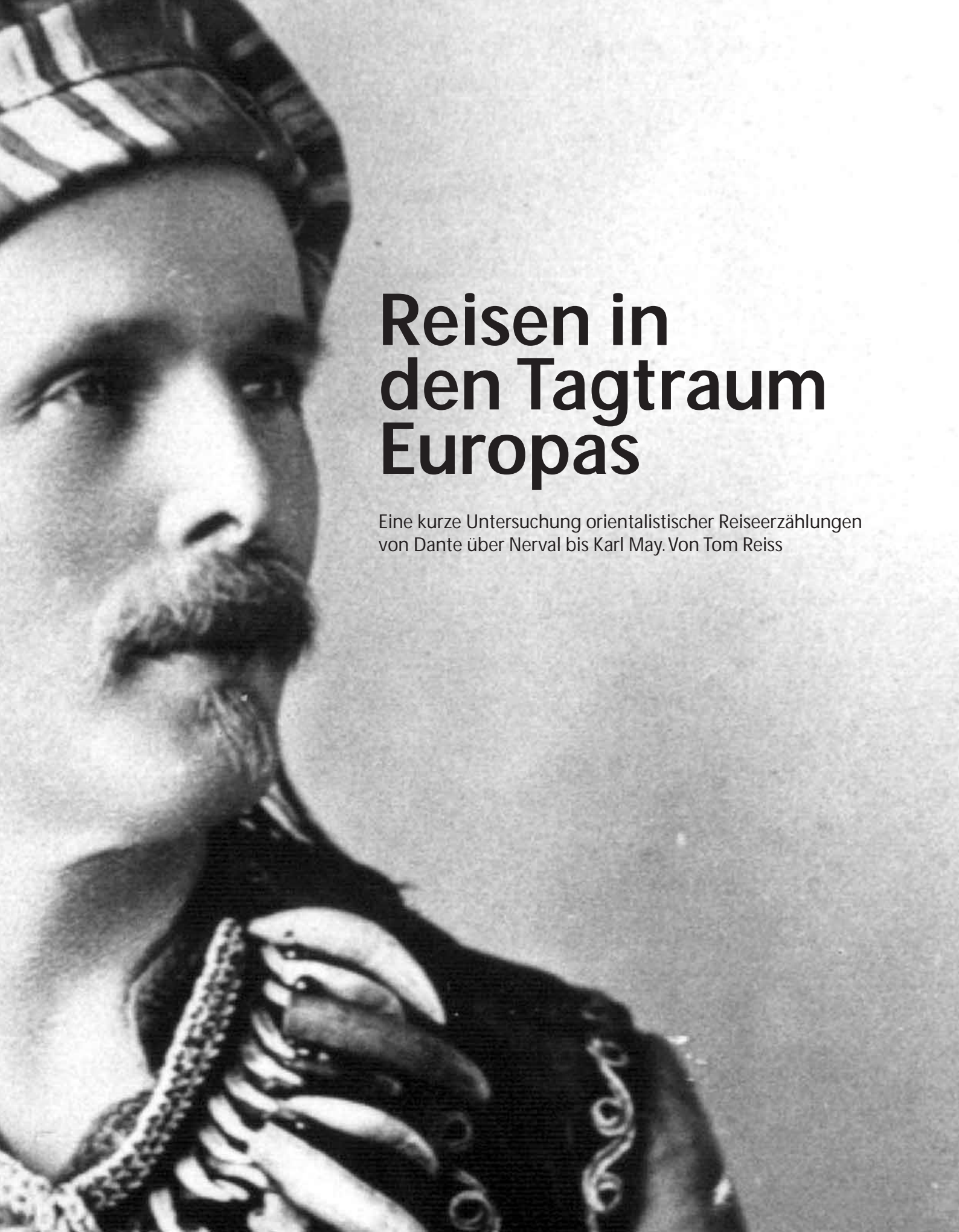
Ich renne zurück in die Halle: „Excuse me, sir ... I think it's my suitcase!“ Der Militär spricht etwas auf französisch in sein Headset. Drei Maschinengewehre begleiten mich ins Epizentrum der Halle – eins links, eins rechts und eins hinter mir – bis ich vor ihm stehe: meinem Koffer.

„Ist das ihr Koffer? Was ist in dem Koffer?“ fragt mich ein anderer Militär. „Ein Zelt, ein paar Bücher“, sage ich deutlich verunsichert. An der Absperrung versammeln sich zunehmende Schaulustige, die wissen wollen, wer der Depp ist, der die gesamte Gepäckaufgabe am Flughafen Paris-Orly lahmgelegt hat. Ja, das bin ich. Excusez-moi.



Aspirin fürs Volk:

Karl May alias Kara Ben Nemsî lindert mit seinen spannenden Geschichten aus dem Orient die Identitätskrise der Deutschen. Auch wenn er selbst nie dort gewesen ist.



Reisen in den Tagtraum Europas

Eine kurze Untersuchung orientalistischer Reiseerzählungen
von Dante über Nerval bis Karl May. Von Tom Reiss

Im Morgenland gehören farbenprächtige Umzüge
zu den religiösen Festen



Die exotischen Illustrationen und informativen Erläuterungen
sind enthalten in der 1963 erschienenen Ausgabe von Karl
Mays Roman „Durch die Wüste“.

„Wir reisen in Kurdistan, um zu sehen, was es hier
für Menschen, Tiere und Pflanzen, für Städte und
Dörfer gibt.“

Diese Behauptung stammt von Kara Ben
Nemsi, dem Protagonisten und Ich-Erzähler
von Karl Mays 1892 erschienenen Roman
„Durchs wilde Kurdistan“, dem zweiten Band seines
Orient-Zyklus. Und ‚Karl, Sohn der Deutschen‘ (dafür
soll der Name ‚Kara Ben Nemsi‘ stehen), der wie
später die Figur des Old Shatterhand aus Mays Wild-
West-Romanen den Autor selbst verkörpern soll, ist
mit dieser Aussage noch bescheiden: Neben der
Besichtigung der regionalen Flora und Fauna begibt
sich Kara Ben Nemsi, stets begleitet von seinem
treuen Gehilfen Hadschi Halef Omar, in waghalsige
Abenteuer, rettet Damen in Not, jagt Bösewichter,
verbreitet das Christentum und schlägt sich ganz
allgemein herum mit dekadenten Türkinnen und
Türken, hinterhältigen Albanerinnen und Albanern,
arroganten Araberinnen und Arabern und blutdrsti-
gen Kurdinnen und Kurden.

Es gibt kaum einen beleidigenden Stereotypen, den
Karl May in seinen – in ihrer Form autobiographi-
schen – Ausführungen auslässt, kaum eine Instanz, in
der die Prosa bers Drittklassige hinausginge, aber
gleichzeitig kaum eine Gruppe von Erzählungen, die
bezeichnender für die Tradition des Reiseromans
wäre. Denn nicht nur erfreuten und erfreuen sich
Mays Romane begeisterter Popularität – sie speisen
sich aus und verweisen auf eine lange literarische
Praxis, bei deren hauptsächlichem Effekt es sich um
nichts weniger handelt, als das Bild und die Wirk-
lichkeit des Orients in der Wahrnehmung ganz
Europas. Es geht mir um den Orientalismus.

Die Vampire des 19. Jahrhunderts

Der Orientalismus als expliziter Forschungsbereich
wurde im Rahmen des Konzils von Vienne im Jahr
1312 ins Leben gerufen. Es ging dabei hauptsächlich
um Kirchenpolitik (etwa den Entzug päpstlicher
Unterstützung für den Templerorden) – aber außer-
dem wurde für verschiedene europäische Univer-
sitten die Einrichtung von Lehrstühlen für

Griechisch, Hebräisch, Aramäisch und Arabisch angeordnet. Damit markiert das Konzil den Beginn zweier Dinge: einerseits der Studie der orientalischen Kulturen und Sprachen in Europa – aber andererseits überhaupt erst die Konstitution und Konstruktion des Orients als einem in sich geschlossenen, homogenen Ganzen. Mit dem 14. Jahrhundert beginnt die westliche Welt, den Orient zu sehen und zu untersuchen. Damit schafft sie die Grundlage für den Höhepunkt orientalistischer Ambitionen vier Jahrhunderte später. Denn im 18. Jahrhundert beginnt die literarische Romantik im Zuge der Aufklärung, den Orient zu erobern. Freizügigkeit und Eskapismus, Sturm und Drang gekoppelt mit den Beginnen des Enzyklopädismus treiben etablierte und obskure Schriftsteller Europas gleichermaßen gen Osten; die meisten dieser Reisen finden ihren Weg zwischen Buchdeckel und dann in die gierigen Hände begeisterter daheim gebliebener Landsleute.

Die orientalistischen Reiseberichte beschreiben den Orient, indem sie ihn erschaffen

Der Orientalismus wird zur Mode und zur Populärwissenschaft. Wissenschaftliche Abhandlungen und Archive werden schnell abgelöst von diesen literarischen Reiseberichten. Im Zeitraum zwischen dem frühen 19. und frühen 20. Jahrhundert erscheinen in Europa hunderte literarische Reiseberichte, die sich mit dem Orient beschäftigen – unter anderem von Lord Byron, Goethe, Gérard de Nerval und Victor Hugo. Letzterer bemerkt im Jahr 1829 treffend, was im Zeitalter Ludwigs XIV. der Hellenismus (also die kulturelle Sonderstellung der griechischen Antike) gewesen sei, sei nun der Orientalismus. Karl May allein veröffentlicht zwischen 1892 und 1909 über ein Dutzend Orient-Reiseromane. Um sich bildlich vor Augen zu führen, welche Rolle der Orient für die Unterhaltungskultur dieser Zeit spielt, hilft vielleicht folgender Vergleich: Was für uns Zombies und Vampire sind, ist für das 19. Jahrhundert der Orient. Byrons „The Giaour“ ist, um kurz bei dieser Analogie zu verweilen, übrigens nicht nur ein Gedicht über den Orient. Es handelt gleichzeitig auch als einer der ersten literarischen Texte von einem Vampir.

Nord und West und Süd zersplittern

Die wohl größte Gemeinsamkeit all dieser wissenschaftlichen, pseudowissenschaftlichen und literarischen Reiseberichte ist wohl der Umstand, dass sie alle den Orient beschreiben, indem sie den Orient erschaffen. Im Jahr 1978 veröffentlicht Edward Said

(1935-2003), geboren in Jerusalem als Sohn palästinensischer Eltern, ist Autor der 1978 erschienenen Abhandlung „*Orientalism. Western Conceptions of the Orient*“. Bei diesem Text handelt es sich um eines der wichtigsten Grundlagenwerke postkolonialistischer Forschung. Darin vollzieht Said in großem Detail die abendländische Entwicklung des Orientalismus in Wissenschaft, Kunst, Literatur und Religion nach. Er argumentiert, orientalistische Strukturen seien ein vom kolonialistischen Europa konstruiertes Dispositiv, das nicht auf realen Gegebenheiten, sondern vielmehr auf diskursiven Verfahren beruht, anhand derer die entsprechenden Forscher und Künstler von einem imaginären Orient ausgehen, den sie dann durch ihre Werke überhaupt erst als politische, historische und kulturelle Einheit erschaffen.

seine bahnbrechende postkolonialistische Studie „*Orientalism*“, in der er sich bemüht, die Geschichte des Orientalismus einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen – und er kommt zu dem Ergebnis, dass europäische Schriftsteller und Gelehrte über die Jahrhunderte den Orient überhaupt erst „artikulieren“, ihn als „großen komplementären Gegensatz“ zu sich selbst erschaffen. Diese komplementären Gegenüberstellungen sind immer schon – explizit oder implizit – wertend.

Bereits Euripides' Drama „Die Bakchen“ betont den östlichen Ursprung des Gottes Dionysos, der mit seinen Orgien, seiner Rauschlust und Cholerik dem reflektierten, vernunftgebundenen Apollo entgegensteht. Das erste Buch aus Goethes „West-östlichem Divan“ beginnt dementsprechend mit folgenden Versen:



Beduinenfrauen
gehen oft unverschleiert





Jesiden-Frau
in charakteristischer Tracht

reisen

Islam und Christentum

Ähnlich wie der Orient auf diese Weise zur Komplementärkopie des Westens wird, wird auch mit dem Islam verfahren, den die orientalistischen Autoren zur Kopie des Christentums machen, mit Mohammed als quasi-Christus. Hierbei ignorieren sie konsequent die individuelle Genese und Historizität des Islam – im Begriff des ‚Mohammedanismus‘ manifestiert sich diese trügerische Analogie besonders deutlich, in der aus Mohammed, dem islamischen Propheten, eine Art islamischer Messias im Sinne Jesu wird. Diese orientalistische Verdoppelung von Christentum/Islam bzw. Christus/Mohammed dient nicht nur als Mechanismus zur Schaffung von Komplementarität, Identität und Vollständigkeit, sondern sie gibt sich die Lizenz zu Urteil und Macht – immer seitens der konstituierenden Instanz, des christlichen Europas. So ergeht es in Dantes „Divina Commedia“⁴¹ Mohammed und seinem Schwiegersohn Ali im neunten Höllenkreis (dem der Spalter und Zwietrachtsäenden) nicht gerade angenehm:

„ (...) Sieh den verstümmelten Mohammed! Vor mir her geht weinend Ali, sein Gesicht ist gespalten vom Kinn bis zum Schopf. Und all die anderen, die du hier siehst, säten im Leben Zwietracht und Spaltung; darum sind sie hier aufgeschlitzt. ... “

*„Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.“*

Dieses Bild, das vom Orient gezeichnet wird, auf Reisen und in Abhandlungen, ist immer schon geprägt von einem fest stehenden Konzept. Said bemerkt treffend, dass beispielsweise Nervals „Voyage“ weniger als eine Sammlung von Eindrücken wirkt, sondern vielmehr als déjà-vu, als Bestätigung des bereits implizit Etablierten.

Auch Saladin, der berühmte Sultan von Ägypten, geht bei Dante nicht ohne Strafe aus: Zwar ergeht es ihm im ersten Höllenkreis noch vergleichsweise milde, doch es ist bezeichnend, dass Saladin, explizit als groß und gerecht beschrieben, dennoch „allein, abseits“ in den Limbus verdammt wird, aus keinem anderen Grund, als dass er Moslem ist, und damit bestenfalls die Kopie eines großen Mannes. Diese holistische Designation des Islam als Christentum zweiter Güte schafft nicht nur das erwähnte Machtgefälle und blockiert eine adäquate Sicht auf ihn – auf zweiter Ebene blenden die orientalistischen Verfahren damit auch die Eigenarten sämtlicher anderen Religionen der von ihnen besprochenen Regionen aus.

Zwar trifft Nerval in der „Voyage“ auf Drusinnen und Drusen und Karl May in „Durch die Wüste“ auf Jesidinnen und Jesiden, doch sind beide gezwungen, diese Religionen starr ins Spannungsverhältnis von Islam und Christentum einzuordnen. So sieht sich Kara Ben Nemsis gezwungen, von oben herab zu konstatieren, Jesidinnen und Jesiden hätten „von allen Religionen nur das Gute für sich genommen“ – was jede Eigenständigkeit des Jesidismus von vorneherein

ausschließt. Und selbstverständlich bezieht sich bei Karl May dieses Pendeln von Verallgemeinerung und Urteil nicht nur auf Religionszugehörigkeit, sondern letztendlich auf jede Person, die ihm auf seinen Orientreisen begegnet – selbst auf seinen treuen Sidekick Hadschi Halef Omar. Denn auch dieser ist selbstverständlich habgierig und leicht mit Geld in Versuchung zu führen; ja, Geld ist „ (...) der Punkt, an dem man jeden Orientalen packen muß, wenn man ihn günstig stimmen will“, schreibt May. Bezeichnenderweise ist Hadschi Halef Omar hier für Kara Ben Nemsî kein Araber, sondern ‚Orientaler‘.

Alles Mögliche, bloß nicht der Orient

Zweifelsohne: orientalistische Berichte und Reisero-mane erfüllen in erster Linie Funktionen, die wenig mit ihrem suggerierten Bedürfnis nach ehrlicher und objektiver Entdeckung und Deskription zu tun haben. Und wenn Edward Said bemerkt, dass der Orientalismus eine Scheinrealität konstruiert, die dem europäischen Westen ein komplementäres Scheinganzes entgegensetzt, so muss ihm eine kritische Lektüre orientalistischer Texte Recht geben. In Dantes „Commedia“ wird zeitgleich mit dem Konzil von Vienne ein Bild vom Islam gezeichnet und bestärkt, das in direktem Zusammenhang mit den strukturellen Erfordernissen einer Kultur steht, in deren Zentrum die katholische Kirche steht.

Später stillen Goethe, Nerval und andere den Hunger einer noch jungen romantischen Bewegung nach einer großen Alternative zum alten, bekannten Europa, in der Hoffnung, dieses zu erneuern. Und Karl May bietet dem kolonialistischen deutschen Reich ein willkommenes Schmerzmittel für seine Identitätskrise. Unter der oft nur hauchdünnen Verkleidung objektiver Beschreibung richtet sich die Funktion dieser Texte auf alles Mögliche, bloß nicht auf den Orient.

Es ist gleichzeitig unterhaltsam und bezeichnend, dass May nicht nur nie im Orient gewesen war, sondern vor seiner Karriere als Schriftsteller zwischenzeitlich wegen Hochstapelei steckbrieflich gesucht war (er verbrachte auch, am Rande erwähnt, Zeit im Gefängnis und floh aus einem Gefangenentransport). Später spann sein Herausgeber einen elaborierten Mythos über die Authentizität von Mays Romanen und behauptete zwischendurch, „Karl May habe ALLE Schauplätze seiner Erzählungen ‚selbst bereist‘; erst kürzlich sei er von einem Ausflug nach Konstantinopel zurückgekehrt und zwar mit einem Messerstich als Andenken.² Und auch als um 1900 bekannt

Robert J.C. Young (geboren 1950) ist ein britischer postkolonialistischer Historiker und Kulturtheoretiker. Er ist Autor der Abhandlung „White Mythologies. Writing History and the West“. In diesem Buch wird zum ersten Mal der Postkolonialismus als eigenständiges Forschungsfeld etabliert. Er verfolgt unter anderem die These, dass unabhängig von kolonialistischen westlichen Konstruktionsverfahren Said den Fehler begeht, dem imaginär konstruierten Orient einen imaginär konstruiertes, einheitliches Europa entgegensetzen.

wird, dass May niemals tatsächlich vor Ort gewesen war, minderte das nicht im Geringsten die Wirkung und Autorität seiner Texte für seine begeisterte deutsche Leserschaft.

Aber in all dem scheint eine elementare Schwachstelle der Untersuchungen Suids durch, die wohl am konzisesten von Robert J.C. Young in seiner Abhandlung „White Mythologies“ formuliert wird. Denn Young bemerkt, dass Said in seinen Bemühungen, den orientalistischen Orient als kollektive westliche Fata Morgana zu entlarven, übersieht, dass dieser Gedanke selbst einen kollektiven Westen voraussetzt. Young zufolge macht Said mit dem Orientalismus genau dasselbe, was der Orientalismus mit dem Orient macht, und erlegt sich damit selbst einen fatalen blinden Fleck auf.



Das Gesicht in der Öffentlichkeit zu zeigen gilt bei der islamischen Frau als schamlos





Tom Reiss
hat Literaturtheorie
und Linguistik
studiert, lehrt und
forscht an der LMU
in München und
promoviert zum
Phantastischen bei
Franz Kafka und
Haruki Murakami.
Er ist nicht verwandt
mit Tom Reiss, dem
Autor des Romans
„The Orientalist“.

Neue Bedrohungen für Afrika

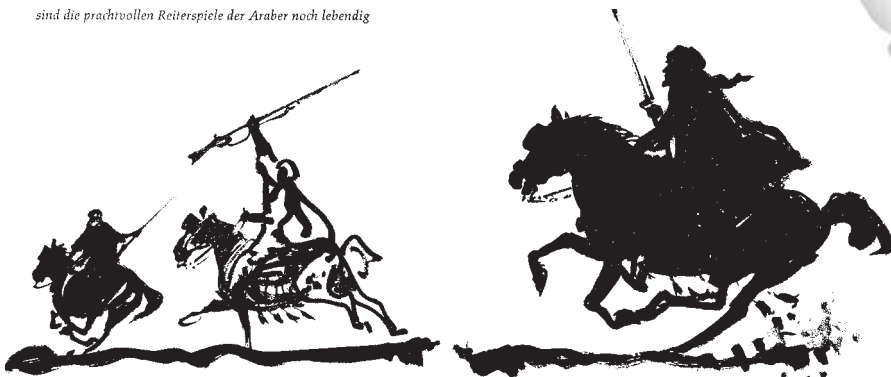
Nichtsdestoweniger fährt die ‚westliche‘ Romantradition damit fort, sich ihren eigenen Orient zurechtzuträumen. Romane wie Noah Gordons „Der Medicus“ (im Original „The Physician“) zeigen das Fortbestehen des Orientalismus in all seiner irreführenden Ambition auf, bis weit über seine Hochphase im 19. Jahrhundert hinaus. Aber vielleicht sollte der kritische Blick dennoch seinen Horizont erweitern und sich auf neue Schauplätze richten: Ich denke hierbei an Entwicklungen der jüngeren Vergangenheit, die befürchten lassen, dass im Sinne dieser kurzen Untersuchung Afrika zu Europas neuem Orient zu werden droht. Werke wie „Die weiße Massai“ und dessen drei Folgeromane der Einzelhandelskauffrau Corinne Hofmann, die strukturell in nichts den Tagträumen der Romantik nachstehen, bestärken diesen Verdacht. Allerdings muss betont werden, dass diese Entwicklung ihren Ursprung wahrscheinlich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat. Erwähnt sei nur Joseph Conrads „Heart of Darkness“. So oder so bleibt zu hoffen, dass Kultur- und Medientheorie mit dieser Entwicklung umzugehen verstehen werden wissen; es bleibt zu hoffen, dass Afrika von diesem speziellen Schicksal verschont bleibt.

Ich bin nicht optimistisch.<

¹ Auch die göttliche
Komödie ist guten
Gewissens als
Reisebericht zu
verstehen: Der
Erzähler (Dantes
Alter Ego), auch „der
Reisende“ genannt,
wird hier von Vergil
durch Hölle und
Fegefeuer geleitet.

² Wohlgcschaft,
Hermann (1994):
Karl May. Pader-
born: IGEL Verlag,
S. 175.

sind die prachtvollen Reiterspiele der Araber noch lebendig



Globale Impressionen – Stätten der Welt #8:

Auf dem Eingang zum Ho-Chi-Minh-Pfad in Vientiane (Demokratische Volksrepublik Laos) steht heute ein Drogeriemarkt. Der unterirdische Pfad diente während des Vietnamkriegs als logistische Unterstützung des Nordvietnam. Heute wird das Tunnelgeflecht nur notdürftig in Schuss gehalten. Weite Teile sind verfallen, in einigen kurzen Abschnitten finden noch Führungen statt.



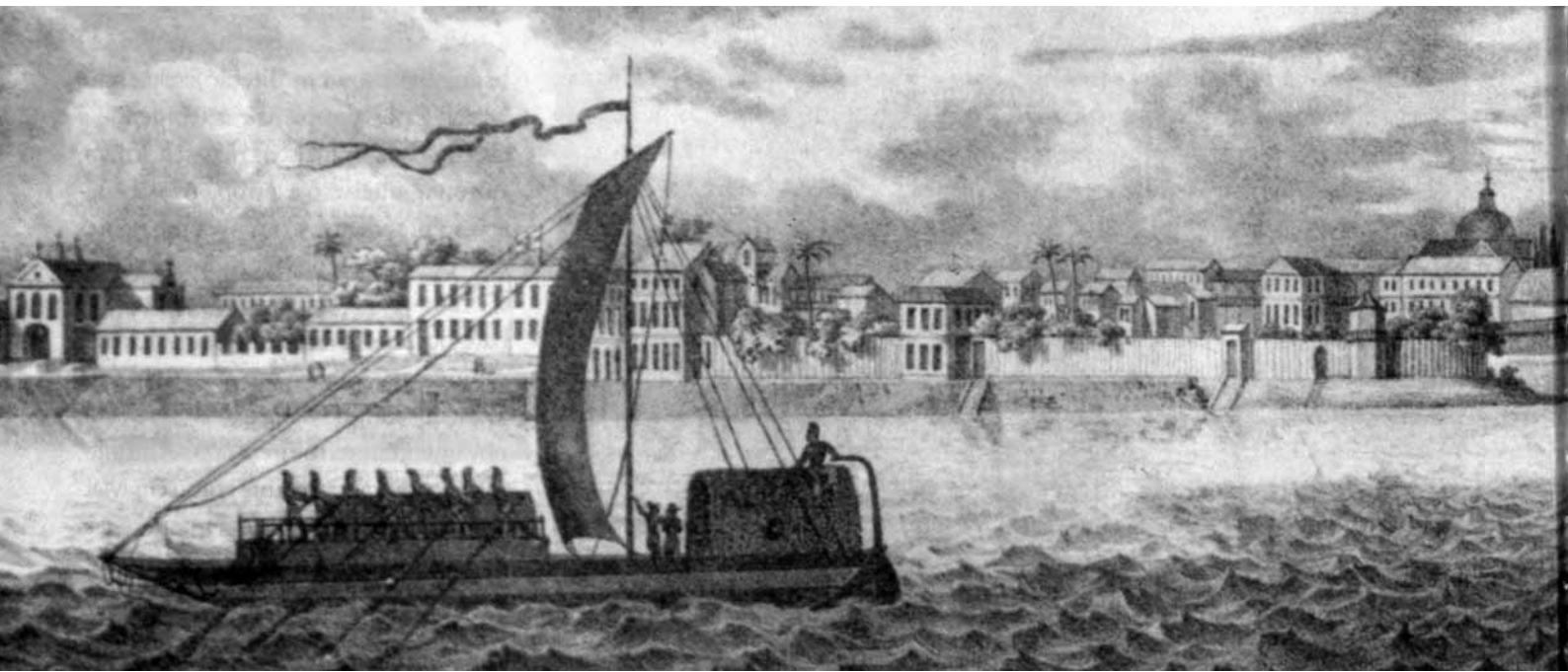
Der Heimat entrückt...

Das von Königin Karoline von Bayern gestiftete Grabrelief für Juri und Miranha, welches als frühe Arbeit von Johann Baptist Stiglmaier in der Ausstellung „Typisch München“ im Stadtmuseum zu sehen ist, mit der Inschrift: „Der Heimat entrückt, fanden sie Sorgfalt und Liebe im fernen Welttheile, jedoch unerbittlich des Nordens rauher Winter“





Die Erforschung der Anderen



Als die Münchener Forscher Martius und Spix von ihrer Reise nach Brasilien zurückkehrten, hatten sie Tiere, Pflanzen und Menschen im Gepäck. Wenn heute über die beiden Wissenschaftler berichtet wird, werden sie meist mit dem „Geist der damaligen Zeit“ entschuldigt. Die Fragen nach der Herkunft von Wissen und der Verstrickung von Wissenskomplexen und Machtverhältnissen sind nach wie vor virulent. Von Zara Pfeiffer

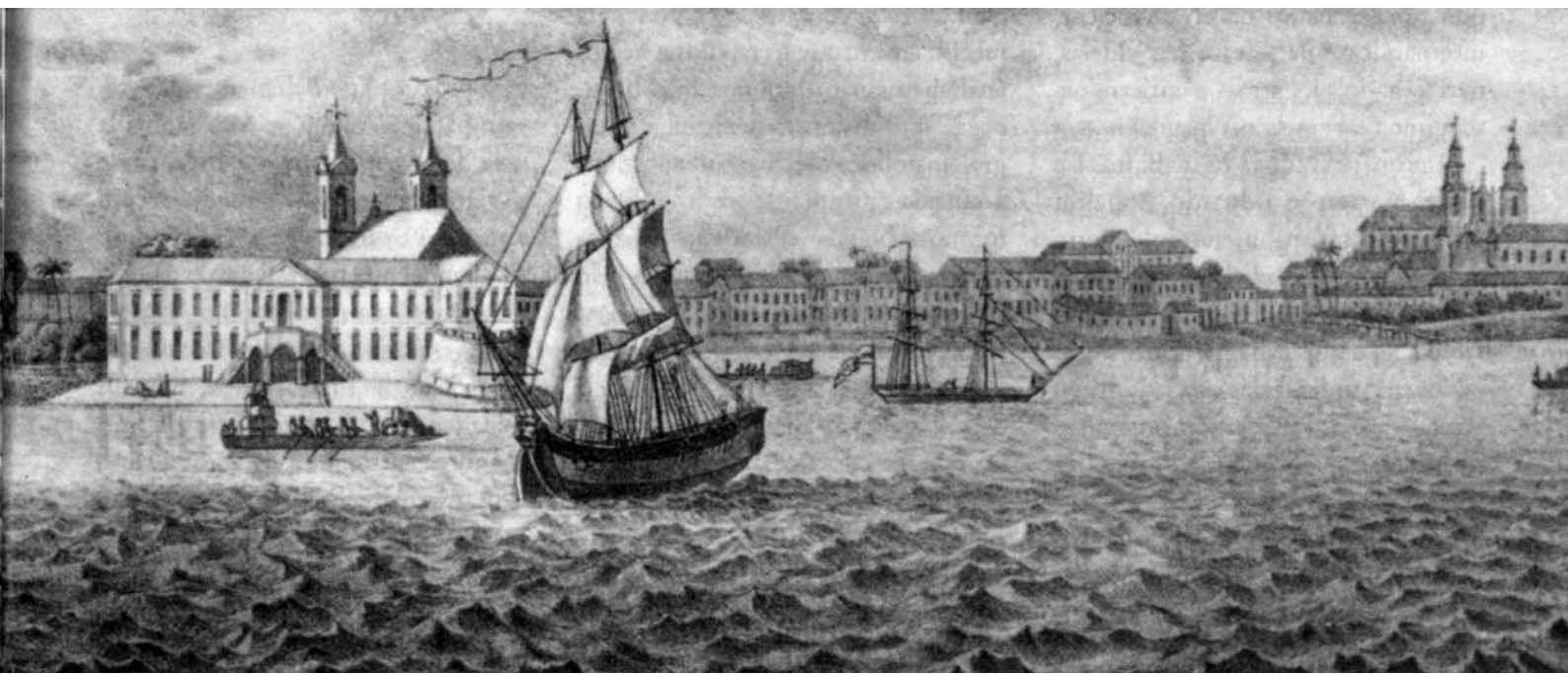
Auf Befehl seiner Majestät Maximilian Joseph I. von Bayern brachen am 6. Februar 1817 in München die Herren Carl Friedrich Philipp von Martius und Johann Baptist von Spix zu einer ausgedehnten Forschungsreise auf, die ihnen einigen Ruhm und wissenschaftliche Reputation einbringen sollte. Das Ziel: Amerika oder genauer: Brasilien. Für die Bayerische Akademie der Wissenschaften sollten die beiden Forscher während ihrer Reise möglichst alles, was ihnen begegnete, erfassen, vermessen, kategorisieren, katalogisieren und sammeln. Dieser Auftrag beschränkte sich nicht auf die Botanik und Zoologie (die beiden Fächer von Martius und Spix), sondern bezog sich auch auf die Mineralogie und die Physik, die Topographie und Geographie sowie auf die Menschen, die ihnen während der Reise begegnen sollten, auf deren Lebensumstände und -weisen, deren Sprache, Geschichte und Kultur.

Die Reise war damit ein konzentriertes Ereignis der Erforschung des und der Anderen, der Produktion von Wissen über die Welt. Der umfassende Auftrag und Anspruch vermittelt einen ersten Eindruck auf die Haltung, mit der sich die beiden Wissenschaftler und Forscher aufmachten, die „weißen“ Flecken ihrer

Landkarten zu tilgen und ihre „weiße“ Welt mit Wissen zu füllen. Mit dieser Haltung waren sie jedoch nicht allein. Während der sogenannten Entdeckungsfahrten von europäischen Forschern galt es als selbstverständliches Recht einer imaginierten europäischen Überlegenheit, sich den materiellen und kulturellen Reichtum, der ihnen auf der Reise begegnete, in der ein oder anderen Form anzueignen. Nicht selten waren die Wissenschaftler und Forscher Teil eines kolonialen Projektes oder gar Wegbereiter der kolonialen Eroberung und Herrschaftssicherung. Wo immer sie anlandeten kartierten sie, kategorisierten sie, ordneten und definierten sie und produzierten auf diese Weise ein Wissen über die Welt, welches als Grundlage der Unterwerfung und Nutzbarmachung ganzer Landstriche und deren Bevölkerungen diente.

Erwartungen und Projektionen

Schon in den ersten Sätzen der Beschreibung der Menschen, die Martius und Spix nach ihrer Ankunft in Brasilien begegnen, tritt das rassistische Weltbild der beiden Forscher offen zu Tage. Kurz nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro schreiben sie:



„Wer mit dem Gedanken an den neuen, erst seit drei Jahrhunderten bekannten Welttheil jenen einer durchaus und überall noch rohen, gewalthätigen und unbesiegtten Natur verbindet, möchte sich wenigstens hier in der Hauptstadt Brasiliens, fast ausser demselben wähnen; so sehr haben die Einflüsse der Cultur und Civilisation des alten, gebildeten Europa's den Charakter americanischer Wildniss von diesem Puncte der Colonie verdrängt und demselben das Gepräge höherer Bildung ertheilt. Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluss der Industrieprodukte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Aussenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, dass er sich in einem fremden Welttheile befinde, ist vor Allem das bunte Gefühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihm, als die arbeitende Classe, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuss an Land setzt. Uebrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm, als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen verletzt das Gefühl des Europäers, der sich soeben aus dem Vaterlande feiner Sitte und gefälliger Formen hierher versetzt sieht.“

Als Martius und Spix auf ihre Erwartungen und Projektionen von einer „rohen Natur“ in Rio de Janeiro zunächst nicht treffen, führen sie dies selbstverständlich auf den „zivilisatorischen“ Einfluss

Die Sichtweise auf die Menschen, die ihnen begegneten, war von Anfang an rassistisch verstellt

des „gebildeten Europa's“ zurück. Um sich selbst als „gebildete“ und „gesittete“ Europäer abgrenzen zu können, werten sie Menschen, die ihnen begegnen, sofort ab. So offensichtlich ist dieser Mechanismus, dass es fast verwundert, dass die beiden doch so „gebildeten“ Forscher nicht in der Lage waren, dieses Naheliegende selbst zu erkennen.

Die ganze Unternehmung der Reise war jedoch so angelegt, dass die Forschungsreisenden eine Reflexion der eigenen Position und Perspektive von vornherein nahezu verunmöglicht hatten. Nicht zuletzt war die Sichtweise auf die Menschen, die ihnen begeg-

neten, von Anfang an rassistisch verzerrt. Dies wird umso deutlicher, wenn man sich den Auftrag von Martius und Spix für ihre Brasilienreise vergegenwärtigt. In ihren Aufzeichnungen notieren sie hierzu:

„Dr. Spix, als Zoolog., verpflichtete sich, das gesamte Thierreich zum Gegenstande seiner Beobachtungen und Beschäftigungen zu machen. In dieser Beziehung hatte er Alles, was den Menschen [sic!], den Ureinwohner sowohl als den Eingewanderten, seine klimatischen Verschiedenheiten, seinen körperlichen und geistigen Zustand u.s.w. betrifft; den äusseren und inneren Bau der daselbst lebenden Thiere aller Klassen [...].“

S. Maria de Belem
Do Gram Para.
Abbildung aus dem
Reiseatlas von
Martius und Spix

Linden Begräbnis im May 1822. J. 200.
 Plautm. 22. Carl Titus Plautm. 1822. 137. u.
 starb den 21^{ten} früh um 6 Uhr an Gichtm.
 Dolis Vater ein Parbicular und Mina
 Ofen liegt
 Eine Americanerin. 22. Isabella aus Brasilien 14 J. a. starb den
 20^{ten} früh um 1/2 4 Uhr an dem Gichtm. einer
 ulgymnischen feuerigen Entzündung der Fin-
 gern der rechten Hand.
 Loc Dr

Aus dem
 Sterbebuch...
 ...der Pfarrei
 München „Zu unser-
 er lieben Frau“:
 Begräbnis im Mai
 1822 / Isabella aus
 Brasilien 14 J. a.
 starb den 20. früh
 um 1/2 4 Uhr an den
 Folgen einer allge-
 meinen chronischen
 Entzündung der
 Eingeweide des Un-
 terleibes.

Die Menschen, die sie zu erforschen gedachten,
 betrachteten Martius und Spix von Anfang an als sich
 selbst nicht gleich-, sondern in einer imaginierten
 Hierarchie weit unter sich gestellt. Ihre Weigerung
 und Unfähigkeit, diejenigen, die sie erforschen
 wollten, als eigene, von ihnen unabhängige Subjekte
 anzuerkennen, schlug sich auch auf die Forschungs-
 praxis von Martius und Spix nieder. Dass die von
 ihnen zur Beforschung auserko-
 renen Menschen nicht immer
 daran interessiert waren zum
 Forschungsobjekt der beiden
 Wissenschaftler zu werden,
 interpretierten Martius und Spix
 sogleich als „Mangel an Uebung
 des Geistes“. Sie waren nicht
 mehr und nicht weniger als ein
 Teil des zu sammelnden Wissens, das in Tage-
 bucheinträgen, Aufzeichnungen, Skizzen, Zeichnun-
 gen und Objekten jeder Art zusammengetragen und
 nach Europa geschafft wurde.

**Als sie nach München zurück-
 kehrten, hatten sie eine umfang-
 reiche Sammlung im
 Gepäck: unter anderem
 auch zwei Kinder.**

Als Modelle für den Maler

In der Tat war die Ausbeute der Reise von Martius
 und Spix beachtlich: Als sie 1820 nach München
 zurückkehrten, hatten sie eine umfangreiche Samm-
 lung in ihrem Gepäck: 90 konservierte Säugetiere,
 350 Vögel, 130 Amphibien, 120 Fische, 2.700 Insekten
 und 6.500 Pflanzenarten sowie eine beachtliche

Anzahl von ethnographischen
 Objekten und Kulturgütern. Von
 den acht Kindern, welche sie
 ebenfalls zu ihrer Sammlung
 zählten, waren vier während
 der Reise gestorben und zwei
 hatten die beiden Forscher
 unterwegs verschenkt. Die
 beiden Kinder, die lebend in

München ankamen, waren noch in Brasilien auf die
 Namen Johannes und Isabella getauft worden.
 Genannt wurden und werden die beiden jedoch
 meist Juri und Miranha. Aber auch diese Namen sind
 nicht ihre Geburtsnamen, sondern bezeichnen
 lediglich ihre Herkunft.

Nach ihrer Ankunft in München wurden sie der
 Schaulust der Bevölkerung ausgesetzt, gezeichnet,
 vermessen und wissenschaftlich untersucht. Die
 Münchner Politische Zeitung berichtet am

12. Dezember 1820 – zwei Tage also nach ihrer Ankunft in München:

„So wie gestern nach dem Gasthof zum goldenen Hahn, wo unsere glücklich zurückgekehrten brasilianischen Reisenden ihr Absteigquartier nahmen, begab sich heute eine große Menge der hiesigen Einwohner nach der ihnen im königlichen Max-Palais angewiesenen Wohnung, wo sich beyde jungen Indianer befinden, zu denen, aus Gefälligkeit der Herren Doktoren Spix und Martius, der Zutritt Jedermann bisher gestattet war.“

In welchem empathielosen und verachtenden Ton der Artikel weiter über das Aussehen der Kinder berichtet und daraus Rückschlüsse auf ihren Charakter zieht, ist bemerkenswert. Berichtet wird, dass Juri eine auffällige Tätowierung im Gesicht trägt und zugänglicher und ansehnlicher sei, Miranha sich dagegen wenig ansehnlich und sehr zurückgezogen verhalten habe. Und auch die folgenden Zeitungsberichte verlieren kaum ein Wort darüber, wie es den beiden Kindern ergangen sein mag in einer kalten Umgebung, in der sie sich nicht verständigen konnten – auch untereinander nicht, da sie unterschiedliche Sprachen sprachen.

Teilweise lassen die Berichte aber auch erahnen, wie prekär die Situation der beiden Kinder war. So beschreibt beispielsweise die Zeitung *EOS* am 25. Januar 1821:

„So konnte Isabelle [...] nur mit Mühe überredet werden, sich zu entkleiden, und dem Maler zum Modelle zu dienen, nach welchem in der Reisebeschreibung der beyden Akademiker v. Spix und von Martius einige Indianerstämme abgezeichnet erscheinen werden. Ueberhaupt ist das Thun und Handeln der beyden Indianer in psychologischer Hinsicht sehr merkwürdig [...].“

Juri und Miranha sollten den Aufenthalt in München nicht lange überleben. Sie bezahlten, wie Martius in seinen Aufzeichnungen notiert, „den Wechsel des Klima und der übrigen Aussenverhältnisse mit dem Leben“ und starben innerhalb kurzer Zeit: Juri im Juni 1821 im Alter von 12 Jahren, Miranha im Mai 1822 im Alter von 14 Jahren. Beerdigt wurden sie am Alten Südlichen Friedhof in München. Königin Karoline von Bayern, die an ihrem Schicksal regen Anteil genommen hatte, stiftete ein von Johann Baptist Stiglmaier gefertigtes Bronzerelief, welches die beiden idealisiert dargestellten Kinder zeigt, denen der kalte Nordwind das Leben ausbläst.

Die Forscher werden geehrt,
die Überreste der Opfer sind verschollen

Ist das das Ende der Geschichte? Nicht ganz: Spix starb 1926, nur wenige Jahre nach der Rückkehr aus Brasilien, gesundheitlich angeschlagen von den Strapazen der Reise. Martius bereute gegen Ende seines Lebens, wenn auch recht selbstgefällig, die Kinder verschleppt zu haben. Das Grab von Juri und Miranha wurde Ende des 19. Jahrhunderts aufgelassen und zur letzten Ruhestätte des 1895 verstorbenen bayerischen Kultusministers Ludwig August von Müller. Bis zum Zweiten Weltkrieg wurde Juri's Kopf in Spiritus eingelegt in einem Glasgefäß in der Anatomischen Schausammlung der Universität München öffentlich ausgestellt.

Heute findet sich am Alten Südlichen Friedhof keine Spur mehr, die an Juri und Miranha erinnert. Die beiden Gräber der Forscher Martius und Spix



dagegen liegen dort nach wie vor. Die bronzene Grabtafel ist als frühes Werk des bedeutenden Erzgießers Johann Baptist Stiglmaier in der Ausstellung „Typisch München!“ zu sehen. Dort lässt sich auch die Geschichte der beiden Kinder – soweit sie überliefert ist – nachlesen. Martius und Spix gelten als angesehene Forscher. Die Ausbeute ihrer Reise lagert heute unter anderem in der Zoologischen Staatssammlung und im Völkerkundemuseum in München. Es gibt eine Ritter-von-Spix-Medaille und eine Büste von Martius im Botanischen Garten und

Über 10.000 km
legten Martius und
Spix auf ihrer
Expedition in
Brasilien zurück.

Zara Pfeiffer
*ist Politikwissen-
 schaftlerin und
 Autorin. Sie lebt in
 München, ist Teil
 der Gruppe [muc]
 münchen postkolo-
 nial und arbeitet
 zur Zeit unter
 anderem an der
 Ausstellung
 „Decolonize Mün-
 chen“, die im Herbst
 im Stadtmuseum zu
 sehen sein wird
 sowie am Projekt
 mapping.postkolonial.net.*

die Stadt München ehrt beide mit Straßennamen. Wenn heute über Martius und Spix berichtet wird, findet die Geschichte von Juri und Miranha meist eine kurze Erwähnung – im gleichen Atemzug werden jedoch die beiden Forscher mit dem „Geist der damaligen Zeit“ entschuldigt.

Die Art und Weise wie Wissen erzeugt, verwaltet und verbreitet wird ist nach wie vor von der Eindimensionalität, Zufälligkeit und Brutalität der kolonialen Wissensproduktion geprägt, an deren Rändern auch Martius und Spix mit ihrer Forschungsreise teilhatten. Sie wird aber zunehmend in Frage gestellt und mit widerständigen und dekolonisierenden Wissensprozessen provincialisiert. Die von Forschenden der postkolonialen Theorie gestellten Fragen nach der Herkunft von Wissen und der Verstrickung von Wissenskomplexen und Machtverhältnissen sind deshalb nach wie vor virulent: Was ist dieses Wissen, auf das wir uns beziehen? Woher kommt es, wie ist es entstanden? Wem hören wir zu? Welche Positionen hören wir nicht? Wer ist wir?

Die Geschichte aus der Perspektive von Juri und Miranha ist nicht überliefert. An die beiden Kinder erinnert heute lediglich ein unscheinbares Schild am Rosa Maibaum am Karl-Heinrich-Ulrichs-Platz im Glockenbachviertel unweit des Alten Südlichen Friedhofs. Und der Kopf von Juri? Ob er während des Zweiten Weltkrieges zerstört wurde, ob er doch irgendwann begraben wurde oder ob er noch immer in einem universitären Keller lagert, wissen wir nicht.<

Literatur

Archiv des Erzbistums München und Freising: Münchner Kindl. Ungewöhnliche Lebensläufe aus dem alten München in Spiegel der Pfarrmatrikeln, München, 2008.

Bode, Peter M.: Tod im kalten Bayern. Vom Umgang mit fremder und eigener Kultur, Freitag 12.01.1996, Abendzeitung München, S. 6.

Leonhardt, Henrike: Unerbittlich des Nordens rauher Winter, München, 1987.

Martius, Carl Friedrich Philipp von / Spix, Johann Baptist von: Reise in Brasilien, München, 1823-31.

¹ *Martius/Spix: Reise in Brasilien, S. 91.*

³ *Martius/Spix: Reise in Brasilien, S. 5.*

Kultur, Freitag 12.01.1996, Abendzeitung München, S. 6.

Leonhardt: Unerbittlich des Nordens rauher Winter, S. 139.

² *Diese Verwunderung aus einer heutigen Perspektive auf einen Text von 1825 ist selbstverständlich nicht unproblematisch und vermutlich einer Projektion der Autorin des vorliegenden Textes geschuldet.*

⁴ *Martius/Spix: Reise in Brasilien, S. 384.*

⁵ *Vgl. Martius/Spix: Reise in Brasilien, S. 1387.*

⁶ *Vgl. Bode, Peter M.: Tod im kalten Bayern. Vom Umgang mit fremder und eigener*

⁷ *Münchner Politische Zeitung vom Dienstag, 12. Dezember 1820, zitiert nach: Leonhardt: Unerbittlich des Nordens rauher Winter, S. 46f.*

⁸ *EOS, 25. Januar 1821, zitiert nach*

⁹ *Martius/Spix: Reise in Brasilien, S. 1277.*

Im Mikrokosmos der (neuen) Trambahn von Jerusalem

Von Tom Reiss



Illu: Ralf Kienzler

Bei meiner letztjährigen Israel-Reise hatte ich das Vergnügen, die Dynamiken nahöstlicher Spannungen in ihrer vielleicht banalstmöglichen Form kennenzulernen. Eine dort lebende Freundin führte mich durch Jerusalem; gegen Ende dieses höchst angenehmen Ausfluges stiegen wir am Damaskustor – das bezeichnenderweise sowohl zwischen Alt- und Neustadt als auch zwischen christlichem und muslimischem Viertel liegt – in eine Trambahn. Die Trambahnlinie war frisch eingerichtet, und wie viele andere Israelis war sich meine Freundin nicht ganz sicher, wie die Reise-modalitäten (Tickets usw.) genau aussähen. Ich war natürlich keine große Hilfe. Schließlich hatte sie sich aber durch die Menüs des Ticketautomaten (in vier Sprachen und Alphabeten) navigiert und zwei Einzelfahrkarten erstanden, mit denen wir uns stolz in die Bahn begaben.

Kurz darauf begannen zwei hübsch uniformierte und hochmotivierte Kontrolleure, deren Job noch so frisch war wie die Bahn selbst, sich durch das Abteil zu bewegen. Wir präsentierten unsere Karten, wurden allerdings darüber informiert, dass wir diese hätten entwerfen müssen (ein in Israel eher unübliches System), und man uns daher einen Strafzettel in horrender Höhe ausstellen müsste. Meine Freundin fing an, in verschiedenen Sprachen zu diskutieren und für unsere Unschuld zu plädieren – währenddessen allerdings hatte ich die Gelegenheit, die kuriosen Entwicklungen zu beobachten, die im Rest der Bahn ihren Lauf nahmen:

Bei den Kontrolleuren handelte es sich um Araber, da es sich um eine palästinensisch verwaltete Bahn handelte. Sonst befanden sich in der Bahn teils arabische Passagiere, teils jüdische sowie christliche Israelis, und zu einem großen Teil Touristinnen und Touristen. Letztere begannen sich angesichts unseres Unglücks in Windeseile von den Kontrolleuren zu entfernen (wahrscheinlich ebenfalls mangels gültiger Fahrausweise). Zu unserer Verteidigung eilten schnell einige Israelis heran, die leidenschaftlich in die Diskussion mit den Kontrolleuren einstiegen.

Die Araberinnen und Araber wiederum begannen darauf, mit den Israelis zu diskutieren. Bald herrschte Chaos – die Kontrolleure verteilten Strafzettel links und rechts, die Strafzettel wurden als Beweismittel für alle möglichen Positionen herumgereicht. Ortsansässige begannen, Zettel mit Adressen und Telefonnummern zu verteilen, falls jemand Hilfe bei Verwaltungsproblemen befürchtete, Touristinnen und Touristen flohen in Scharen. Ich war hoffnungslos verwirrt, da sich all dies in Englisch, Arabisch, Ivrit und Russisch abspielte, mit nahtlosen Übergängen. Der Gipfel des Bizarren wurde erreicht, als eine junge Israelin mich als Kronzeugen heranzog und die arabischen Kontrolleure beschuldigte, mit ihrem Verhalten das Bild Israels in Deutschland zu schädigen.

Den Strafzettel habe ich nie bezahlt. Ich werde diesen Herbst wieder nach Israel reisen und kann nur hoffen, dass meine Sammlung von Strafzetteln und Telefonnummern sowie die unentwerteten Tickets mir dabei helfen werden, die Einreiseschwierigkeiten zu überkommen, mit denen ich aufgrund meiner Schwarzfahrrerei fest rechne.<



Komfortabel: *Dieses Hostel ergänzt gemeinsame Wohlfühloasen durch Meeting Points für Sit-ins in zentraler Position. Have you seen the beautiful bridge? It's amazing in...*

- a. Wake up Hostel, *Sydney*
- b. Hamel Hostel, *Havana*
- c. Hostel Goodmo, *Budapest*



Weshalb weiß der Fisch, wo er ist?
Hier finden Globetrotter Orientierung und die passende Uhrzeit. Happy und multikulturelle Atmosphäre bietet so nur das...

- a. Fair Price Hostel, *Singapore*
- b. Yoav Lodgehouse, *New York*
- c. Safari Hostel, *Moskau*



Eins und connected mit der Welt.
Zum Beispiel mit hauseigenen non-territorialen Working Stations vor markantem Puzzle-Poster in...

- a. São Paulo Hostel Downtown, *São Paulo*
- b. Surfers Manor Hostel, *Gregory Town*
- c. Opera Hostel, *Erfurt*



6 Billardtische (eben noch im Bild),
ein großes come together und eine Disco im Erdgeschoss als unverzichtbares Add-on umzingeln diesen Teller Nudeln in...

- a. Champs Sport Bar & Hostel, *Memphis*
- b. Anzac Backpackers, *Kapstadt*
- c. Smugglers Cove Backpackers, *Nadi*



Einen ungewöhnlichen Service auf dem Flur (Rettungsweg!)
bietet dieser Infopoint für Individualtouristen auf der Suche nach
maßgeschneiderten Angeboten für kulturelle Selbstversorger im...

- a. Travellers Hostel, *Barcelona*
- b. McLays Guest House, *Glasgow*
- c. Glow Worm Cottages, *Franz Josef Glacier**

** Der Franz Josef Gletscher in Neuseeland reicht bis zum
Tasmansee und ist eine beliebte Sehenswürdigkeit der Südinsel.*

Loslassen können, Ballast ablegen:
Notwendige Grundausstattung eines jeden
Aktivurlaubers: nahezu garantierte Sicherheit im
Wertsachendepot (Widerstandsklasse III, feuerfest).
Gibt es so nur im...

- a. Citystation Hostel, *Halle*
- b. Cordial House Hostel, *Istanbul*
- c. Temuujin Guest House & Hostel, *Ulaanbaatar*

Hostels der Welt



Erfahrungen austauschen,
Erlebnisse teilen. Pop Art anstelle piefigem
Lokalkolorit - für trendy Ideen zur Aufwer-
tung der Quality Time ist diese Location
berühmt. Also Rucksack packen und auf
nach...

- a. Yoav Lodgehouse, *New York*
- b. Funky Town, *Jeffreys Bay*
- c. Lakhangthong Boutique Hostel, *Laos*

Erholung mit neutralem Ambiente,
Zurückhaltung ersetzt aufgesetzten Prunk mit
viel Weißraum für Träume von exotischen
Schildkröten. Ist dir auch so heiß? Nö.

- a. Sin City Hostel, *Las Vegas*
- b. Orange Hostel, *Krakau*
- c. Annexe Kingz Plaza Hostel, *Dakar*

Die Reise und die große Freiheit

Über den Ausbruch aus dem Ernst des Lebens.
Von Nikolai Schreiter

Wenn eine eine Reise tut, dann kann sie was erzählen. Nämlich dann, wenn sie wieder da ist. Da, in der Welt, in der Überleben oder gar Leben an den Zwang gebunden ist, Geld zu haben: im Ernst des Lebens. Sie kann denen erzählen, die keine Reise getan haben. Weil sie es sich nicht leisten konnten, zum Beispiel. Oder nicht weg konnten, so ganz ohne Pass. Geld haben bedeutet meist Geld verdienen, und das bedeutet, arbeiten gehen müssen. Und dürfen. Mit dem Wecker aufstehen, den der Ernst stellt, der Ernst des Lebens. Ob man nun Chefin ist oder Ausgebeuteter oder eine sich selbstdisziplinierende ICH-AG – die eigene Arbeitskraft muss verkauft werden, weil sie mehr oder minder das einzige ist, was man so hat.

Nikolai Schreiter
studiert Internationale Entwicklung in Wien und ist freier Journalist.

Der Artikel erschien in der Ausgabe 63 der Zeitschrift MALMOE

www.malmoe.org

Reisen ist der Inbegriff des Ausbruchs aus diesem Ernst. Nach dem Abitur, der Ausbildung oder im Sabbatical jetten, trampen oder fahren Leute um die Welt und fühlen sich frei. Sie liegen an Stränden, treffen interessante Leute, wandern durch wunderschöne Gegenden und lernen Städte kennen, die brodeln. Sie brodeln mit, schäumen vor Eindrücken, vor Neuem, Interessantem, Unbekanntem, hoffentlich nicht vor dem ach so Exotischen, ohne Stress und Termin. Je länger die Reise, je weniger terminiert und just-in-time sie ist, desto begehrt ist sie und desto beneidenswerter sind die Reisenden, denn desto mehr ist sie Ausbruch. Wer reist ist frei, die große Welt, die ganz große Welt liegt vor den Reisenden.

Zumindest für kurze Zeit

Denn was den post-Abitur Ausbrüchen und Wochenendtrips gemein ist, ist ihre Begrenztheit. Am Ende der Reise steht die Heimkehr, und die ist, zumindest nach kurzem Wiedersehen mit den Lieben, meist gar nicht frei. Das Studium winkt oder droht. Oder die Arbeit. Oder die Jobcenter-Schikane. Und dann kommt das Erzählen. Man erzählt anderen, man zeigt

Fotos herum von den Höhen, die man bewandert, den Partys, die man gefeiert hat, und den Wellen, auf denen man gesurft ist. Doch man erzählt sie auch sich selbst und schwelgt in Erinnerungen an die Freiheit. Das Leben kann so schön sein, denkt man sich, und rettet sich damit über das unschöne Jetzt, den Ernst des Lebens hinweg.

Deshalb kann Reisen nicht der reine, pure Genuss des Moments sein, sondern muss vergangenen Ernst verarbeiten und für kommenden Ernst die schönen Projektionen bereitstellen, muss schön sein, super, großartig und einzigartig. Damit es auch erzählenswert ist, als Statussymbol einerseits, andererseits, damit man sich selbst daran festhalten kann. Es gleicht einer Heilssuche, und Reisende schaffen sich ihr Heil, gern mit Hilfe professioneller Reisearbeiterinnen und Reisearbeiter hinter den Schaltern und Rezeptionen dieser Welt. Beispiel: Ein einfacher Ausbruch, kurz oder lang, führt ins Hostel. Das Hostel gleicht sich überall, ist heile Welt in sich, alle hier sind gleich, alle sind jung oder es geblieben. „Where are you from?“, „How do you like [Aufenthaltssort einfügen]?“, „It's so great, you are so nice! See you at the barcrawl tonight, six bars, 30 Euros only, one drink free in each bar!“ So treffen sich die Ausgebrochenen in der freien Welt des Reisens, sie verbringen „just the weekend in Rome“ oder machen „Europe in 12 days“, und erzählen sich, „How great it was when we did Bolivia.“ Und fahren dann nach Hause, werden wieder eingefangen, um sich wieder wochen-, monate- oder jahrelang an den „so nice people“ und den einzigartigen, immer gleichen Erinnerungen aus der ganzen Welt festzuhalten. Das Hostel schafft mit seinen Gästen die freie, weltoffene Welt, die die Gäste suchen. So können sie die ganze Welt bereisen, sich mit allen verstehen, schöne, einzigartige, immer gleiche Dinge erleben, und es ist vollkommen egal, wo sie sind. Die Reiseproduktion ist vereinheitlicht, und nur weil das globale Hostel

das anschaulichste Beispiel ist, ist die Reise in den Squat in Barcelona oder in die Mitmachlandwirtschaft nur graduell individueller, einzigartiger und weniger Ausbruch.

Die Reise ist Privileg

Wer es sich leisten kann, bricht aus. Wer es sich nicht leisten kann, nicht. Der jährliche Sommerurlaub ist Anker, der das Durchhalten im Alltag ermöglicht und reglementierter Freigang. Der Ernst des Lebens sagt an, wann frei ist, und wie lange. Und Ernst wartet, auf ihn ist Verlass. Wer wiederkommt wird sehen, dass er noch da ist, der Ernst. Durch die Reise verlängert sich die Arbeit nicht nur in die Freizeit, sondern auch ins Ausland. Vorgelagert muss man sparen, um sich das Reiß-aus-around-the-world-Ticket leisten zu können, nachgelagert ermöglicht die Erinnerung an die so ersparte Reise die nächste Nachtschicht, in der der nächste Ausbruch erspart wird. Wenn denn was zu sparen übrig bleibt, von der Nachtschicht. Der Alltag ist nicht schön, das wird nirgends so sichtbar wie im Wunsch nach dem Ausbruch. So ist die Reise, der Lichtblick, dem alle gerne und zu Recht frönen, am Ende doch nur der Verweis auf die unschöne Normalität. Wer arbeitet, kann reisen, und wenn eine eine Reise tut, dann kann sie was arbeiten gehen.<



Zum Zeichner

Landrömer, Autor und Zeichner der Comicstrips in dieser Hinterland-Ausgabe kam 1976 als Christian Schmiedbauer im wilden Osten Bayerns ganz in der Nähe der Donau zur Welt. Seine Vorliebe für Comics, Countrymusik und Cowboyfilme bringen ihn dazu, immer neue Bildergeschichten mit seinen beiden Helden „Kauboi und Kaktus“ zu erschaffen. Der Grafiker studierte in Augsburg und Urbino Kommunikations-Design. Heute arbeitet er als Leiter der FOS Gestaltungs-Lehrwerkstätte und als freiberuflicher Grafiker in Augsburg. Sämtliche „Kauboi und Kaktus“-Comics im Heft erschienen erstmals auf der Online-Comic-Seite www.kauboiundkaktus.de. Zum Erlanger Comicsalon wird im Juni 2014 ein umfangreicher Sammelband mit dem Titel "Süßwasserpiraten" erscheinen. www.facebook.com/kauboiundkaktus.



Comic: Landrömer



Nachhaltig, Naturnah, Nackt
Ökotourismus kann so sexy sein...

Tourismus grün gewaschen

Till Schmidt sprach mit dem Geographen Ludwig Ellenberg über Ökotourismus und ein Beispiel seiner lokalen Ausprägungen in Costa Rica.

Ökotourismus scheint mir ein recht diffuser Begriff zu sein, vor allem im alltäglichen Sprachgebrauch. Was verstehen Sie als Wissenschaftler darunter?

Der Begriff ist in der Tat sehr schwammig – schon immer gewesen und noch mehr geworden. Denn „Öko“ gilt inzwischen als modern und die Bezeichnung wird häufig unbedacht verwendet, um Formen des Tourismus zu adeln. The Ecotourism Society, die in den USA recht führend ist, definiert Ökotourismus hauptsächlich als eine Form des Tourismus, der auf Natur oder naturnahe Landschaften ausgerichtet ist, und dessen Einnahmen dem Schutz der Natur oder dem Management von Schutzgebieten zu Gute kommen. In meiner Definition kommt ein weiteres Kriterium hinzu: Für die an den Reisezielen lebenden Menschen müssen durch den Tourismus auch wirtschaftliche Alternativen entstehen; Alternativen, die ihnen den Naturschutz sozusagen schmackhaft machen. Ökotourismus ist für mich ein Leitbild, das heute allenfalls punktuell erreicht wird. Denn meist ist der sogenannte Ökotourismus ein Etikettenschwindel. In der Regel profitiert die lokale Bevölkerung nicht davon und nur wenig des eingenommenen Geldes wird für den Naturschutz

verwendet. In Kuba etwa steht der Begriff Ecoturismo lediglich für Reisen in naturnahe Landschaften wie Mangrovensümpfe im Süden, die Sierra de Escambray im Inneren oder den Parque Nacional Alexander von Humboldt im Osten.

Romantisiert die Ökotourismusindustrie diese Form des Reisens?

Ja. Es geht in den Versprechen der Anbieter um Entschleunigung, um ein besonders „natürliches“ Ambiente und auch um das Geraderücken der Psyche, die im urbanen oder schnellen Leben mehrere Monate gelitten hat, also um Wellness für die Seele – mit Blick auf Grün. Darüber hinaus setzt die Ökotourismusindustrie in ihrer Werbung auf die ethische Dimension ihrer Produkte. Das Naturschützerische, das Bewahren, das Fortlaufenlassen natürlicher Prozesse, das Staunen über die Natur spielen dabei eine wichtige Rolle. Außerdem wird die hohe Qualität der Angebote betont. Reisen in den Regenwald oder in entlegene Naturschutzgebiete sind aufwendig; sie lassen sich dadurch teuer verkaufen.

Oft gewinnt man den Eindruck, die Reiseziele des Ökotourismus liegen vor allem in den Ländern des globalen Südens. Stimmt das?

Der Ökotourismus ist mit dem Ferntourismus aus den Industrieländern in tropische Wüsten, Sumpfländer, Regenwälder oder Gebirge entstanden, mit zögerlichen Vorstufen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, beschleunigt seit den 1980er Jahren. Wenn Sie mit Bahn und Fahrrad von meinem Wohnort Berlin aus in die Uckermark fahren, dort alte Bauernhäuser aufsuchen und nach Fischreihern Ausschau halten, dabei bescheiden schlafen und lokale Produkte essen, kann das durchaus Ökotourismus sein. Nur wird dies selten mit diesem Etikett versehen. Ökotourismus wird häufig mit Reisen zu tropischen Exotika assoziiert. Dabei geht es auch um den Reiz, dem „Fremden“ zu begegnen. Auch bei ökotouristischen Angeboten verstellen sich die Bewohnerinnen und Bewohner auf stereotype Weise. In Sambia zum Beispiel habe ich beobachtet, wie sich Einheimische traditionelle Kleidung anziehen und ihre Fernseher zudecken, wenn Busladungen rotwangiger Touristen und Touristinnen mit dicken Kameeras in ihre Hütten geführt werden. Beim Ökotourismus spielt die Inszenierung von



Ludwig Ellenberg ist Professor im Ruhestand am Geographischen Institut der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine fachlichen Schwerpunkte sind Landschaftsökologie, Naturschutz, Ansätze nachhaltiger Landnutzung und naturorientierter Tourismus.

„traditionellem“ Wirtschaften und „authentischem“ Dorfleben eine große Rolle – in afrikanischen Ländern etwa mit dem Stampfen von Maiskörnern, Musik mit „archaisch“ wirkenden Instrumenten und kleinen Tänzen. Da werden für kurze Zeit Rollenspiele gemacht. Es gibt sogar Fälle, wo Begräbnisrituale aufgeführt werden, obwohl keine Person im Sarg liegt. Die Veränderungen, die der Tourismus bringt, sind auch durch Formen des Ökotourismus nicht automatisch aufgehoben.

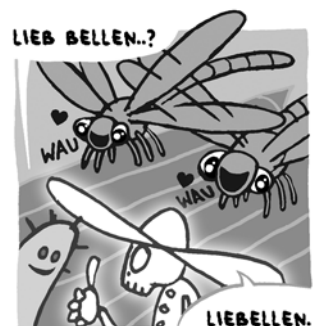
Welche Beispiele gibt es, die Ihrem Ideal von Ökotourismus zumindest ein bisschen nahekommen?

Ich nenne Ihnen eines aus Costa Rica, da ich mich dort gut auskenne. Zwar überwiegen auch dort die schlechten Beispiele, aber es gibt auch gute. Ein solches ist die weltgrößte Schmetterlingshalle „Mariposario“ unweit des La Paz-Wasserfalls. Dort hat man verschiedene Schmetterlingsarten zusammengetragen und mit einem Netz umgeben, um sie vor Vögeln zu schützen. Die Besucherinnen und Besucher sehen mindestens 43 Schmetterlingsarten, die sie in

verschiedenen Entwicklungsstadien – im Kokon, als Puppe oder beim Ausschlüpfen – betrachten können. Die Schmetterlinge werden durch Zuckerwasser angelockt, so können sie gut fotografiert werden. Danach gehen die Besucherinnen und Besucher auf Holzstegen in den Wald, über Treppen und Leitern bis in die Kronendächer, balancieren über kleine Hängebrücken, bestaunen den Wasserfall La Paz, essen etwas und übernachten anschließend in netten cabañas. Es ist also ein Zeitvertreib auf hohem Niveau für die Touristen und Touristinnen, es wird etwas Schönes geboten. Die lokale Bevölkerung ist als Guide, Koch oder Köchin, im Zimmerservice oder im Kunsthandwerk beschäftigt. Und so ist in einem Gebiet, in dem zuvor fast nichts war außer Landwirtschaft und Waldzerstörung, durch diese Schmetterlingshalle eine Wertschöpfung entstanden, die touristisch souverän ausgenutzt wird, und mit anderen Schmetterlingsgärten in Lateinamerika gut konkurrieren kann.

Stehen die Angestellten mit den Besucherinnen und Besuchern auf Augenhöhe?

Nein, die vergleichsweise reichen Touristen und Touristinnen haben das Sagen. Von den 117 Angestellten des costaricanischen Unternehmers wohnen aber immerhin achtzig in der Nähe, in einem Umkreis von wenigen Kilometern, sie müssen nicht abwandern. Recht souverän und selbstbewusst sind die englischsprachigen Guides, da kann man von Augenhöhe mit den Touristen und Touristinnen sprechen. Die anderen sind Dienstpersonal, so wie im Tourismus ohnehin die meisten; schlecht bezahlte Leute in öden Servicejobs. Insgesamt fällt es leichter, schlechte Beispiele für Ökotourismus aufzuzählen. Beispiele wie die Schmetterlingshalle sollten nicht hochgelobt werden, aber man kann sie doch als eine ganz gute Sache akzeptieren.<



Comic: Landrömer

Foto: Andrea Huber



Globale Impressionen – Stätten der Welt #9:
*In Paris (Frankreich) wird Kunst immer noch groß
geschrieben: Nana Figuren der Künstlerin Niki de Saint
Phalle am Centre Georges Pompidou (Miniaturnachbil-
dung einer unbekannten Künstlerin)*

Terra Incognita

Von Thomas Glatz

„Erfroren sind wir fast und nackt im Eisgebiet.“
(Raymond Queneau)

Jüngst hat sich herausgestellt, dass die zwischen Australien und Neukaledonien gelegene Insel „Sandy Island“ gar nicht existiert. Unterhalb Sandy Islands stelle ich immer die Teetasse auf meiner Weltkarten-Schreibtischunterlage ab. Forscher der Universität Sydney fanden dort, wo die Insel verzeichnet ist, und ich neben dem Mousepad und den Post-it-Zetteln immer meinen Schwarztee abstelle, gar nichts. Google Maps zeigt dort einen schwarzen Fleck. Google Earth verzeichnet nur Wasser. Die Insel ist von ehrgeizigen Entdeckern erfunden worden oder Kartographenfehlern entsprungen. Wochenlange Fahndungen nach dem unbewohnten Eiland blieben erfolglos. Sandy Island ist nun den Phantominseln zuzurechnen und wird künftig in einem Atemzug mit Bermeja, den Scheineilanden Byres und Morell, Philippaux, der Dämoneninsel, der Insel Rupes Nigra, Brasil, dem Eiland Kantia, Estotiland, der Insel der Elftausend Jungfrauen und Sannikovland genannt werden müssen.

Shaun Higgins, Bibliothekar des neuseeländischen Auckland Museums, stieß auf die Quelle des Fehlers. Er meint, das Walfängerschiff Velocity habe die Insel 1876 eingetragen. Der Kapitän des Schiffes habe an dieser Stelle eine Wellenbank und Sandbänke vermerkt. Der Bibliothekar vermutet, dass das vermeintliche Eiland nur den Hinweis auf eine Gefahr für Seefahrt darstellt. Ich hingegen vermute, dass Sandy Island künftig auf den Karten weiterhin eingetragen wird – als geheimer Kopierschutz. Alle Länder sind erforscht, die fernsten Meere zerpflegt. Das Wort „Terra incognita“ auf den Atlanten und Erd- und Himmelsgloben und in den Radwander-, Bierwander-, Burgenwander-, Sagenwander- und Wellnesswanderkarten von wissenden Händen überzeichnet.

Doch schon sucht sich der forschende Wille neue Bahnen. Allen unruhig Wartenden scheint Feuer unterm Hintern gelegt worden zu sein. Es gibt noch weiße Flecken auf der Landkarte! Es gibt Neues! Ich bin ein Mensch, der das Abenteuer vergöttert. Aber es muss ein richtiges sein, etwas Außergewöhnliches. Der Abenteurer ist ja ein Dilettant, einer, der dem Zufall vertraut, der auf seinen Instinkt baut, ein Kraftmeier, ein Haudrauf. Der Abenteurer kennt kein Zögern. Fieberhaft wird für die Expedition gerüstet, für die Erforschung des allerallerletzten Mysteriums: das Innere der Handtasche von Steffi Förster aus Schwendi. Jeder will als erstes die Fahne seines Heimatlandes in der „Terra incognita“ hissen. Von allen Erdteilen erneut sich der Ansturm. Für die Erstbesteigung der Handytasche in der Handtascheninnenwand (Ost) wird fieberhaft trainiert. Monatelang üben wir wie die Astronauten unter Wasser – wegen der vermuteten Schwerelosigkeit. Doch dann gilt es keine Zeit zu verlieren. Von Amerika reist Flasnöcker mit Gunarsson und Maccormack gegen Schwendi. Von Süden reisen Hindelang und ich mit einer Delegation. Dampfmaschinenhart, stählen unser Wille. Hindelang kennt





das Dach der Welt wie
seine eigene Westentasche und
hat alle Erdteile bis ins Winkelfernste gesehen.
Wohin all die Feuerzeuge, Kugelschreiber und
rechten Socken, die Hemdknöpfe und Datensticks
dieser Welt verschwunden sind, das gilt es zu
erforschen. In der Handtasche von Steffi Förster
erwartet man Klärung dieser außersinnlichen
Phänomene. Hat man die „Terra nova“, das Förster-
sche Handtascheninnere erst ausgemessen und
kartographiert, ist dieses Phänomen bestimmt
erforscht. Aha! Aus dem Loch pfeift der Wind! Doch
jede Kleinigkeit schwillt hier zur Gefahr. Wir mühen

uns schnurstracks über Knoppers-Papiere, Getränke-
bons und Rescue-Schminke. In einzelnen Etappen ist
der Weg vorsorglich aufgeteilt. Alle zwei Tagesreisen
wird ein Depot errichtet, um für die Rückkehrer das
Überleben zu sichern. Wir laufen durch einen
lichtarmen Gang. Handtaschegeheimfach! Steffi
Förster-Leaks! Unwirsches Windgepeitsche. Kein
Vogel singt, kein Insekt schnarrt noch. Ein Ort, an
dem die Zeit stillzustehen scheint, während draußen
die Dekaden vorbei hüpfen. Auf dem schmalen Grat
der Handyinnentasche wird jedes Lebensding
tausendwertig, ja unersetzlich. Was gibt es nicht alles

zu entdecken, zu bestaunen vom schmalen Grat der Handtascheninnentasche aus: Deoroller, Theaterkarten, Fahrradschlüssel, geranienrote Schleimlösertabletten, kerbelgrüne Büroklammern, Kondome, ein vom Fahrradschlüssel abgefallener Fahrradschlüsselanhängen in Form einer Plastikschildkröte, Visitenkarten, aufgeweichte Kaugummis, Binden, erneut Visitenkarten, Lippenstifte, Eyeliner, Kugelschreiber, ein Flaschenöffner aus einem Schwendier Getränkemarkt und eine Diddl-Maus von einem Grün, das ins dunkelgrün der Abendhügel spielt. Die Erwartung treibt uns das Blut in die Wangen.

Ich werde mich jetzt etwas beeilen; Reiseschilderungen finden meine Leserinnen und Leser überall, und zwar weit schönere, als ich sie zu schreiben imstande wäre. Auch Hindelang treibt fortwährend zur Eile.

Doch der Gesundheitszustand der Mannschaft nimmt rapide ab, einige sind bereits handtaschenblind geworden und halluzinieren, andere sind dem Wahnsinn anheimgefallen und rufen „Steffi, wir wissen wo dein Auto steht!“. Die Gliedmaßen von Wollmäusen und Kaugummiresten verklebt, ist kaum ein Fortkommen in der Handyinnentasche. Die Füße reiben sich wund beim Wandern über raue Getränkebons. Die Wunde an meinem Fuß verursacht einen längeren Aufenthalt in dieser Gegend und so treffen wir auf einen kleinen Volksstamm, der nur etwa 70 Mitglieder zählt. Seltsame Gebräuche herrschen bei ihnen, aber leider kann ich an dieser Stelle darüber gar nichts mitteilen.

Das übrige ist rasch erzählt: Immer matter werden wir Entdecker und schließlich brechen einige von uns knapp vor der oberen Innentaschenreißverschlussnaht zusammen. Immer geringer werden unsere Marschleistungen. Die Navigationsgeräte setzen aus. Zu nah sind wir am Retro-Handy. Und dann der unvergessliche Ausblick: Aus einem rein quaderförmigen, allseits geschlossenen Gehäusekorpus öffnet sich durch Aufklappung ein, durch seine Vielfalt mit dem Äußeren kontrastierendes, komplexes Bedienfeld aus Sendeskala, Einstellknöpfen und Anschlussbuchsen im Abendrot. Das Retro-Handy auf dem Berg scheint wie in einem expressionistischen Gedicht, wie in einem Trakl-Vers jäh windumtost aufzublitzten, und dann in der Dunkelheit zu verschwinden.

Gedanken haben wir wie der nächtliche Traum, der Gestalt annimmt, und dann wieder zerfällt. Erinnerungen an Wollmäuse, Staubblumen, Spinnwebreste, verklebte Traumreste, bleierne Handtaschenschwere.


Die Tage ziehen gleichförmig vorbei. Die Minuten dehnen sich qualvoll. Hindelang treibt fortwährend zur Eile.

Die Beute ist nahe, schon reichen wir unsere Hände nach dem letzten Geheimnis der Erde. Mit zuckenden Nerven marschieren wir tapfer. Wie uns die Angst in den Eingeweiden brennt. Doch bald ist der letzte Zweifel verschwunden, dass der Isländer Valur Gunnarsson, ein Bär von einem Kerl, seine, aus einem Regenschirmgriff gebastelte Fahne ins dickwandige Tascheninnere gebohrt hat. Das Ungeheure, das Unfassbare der Menschheit ist geschehen. Seit Zeiten versteckt, seit allem Anbeginn ungeschaut vom irdischen Blick, ist innerhalb von drei Stunden das Handtascheninnere zweimal entdeckt worden. Die zweiten in einer Menschheit! Wir fühlen uns camembertbleich vor Missgunst, schimmelgrün vor Zorn, wir fühlen uns wie Jugendliche, die Karten für ein Oasis-Konzert gekauft haben, schon drei Stunden vor Konzertbeginn vor der Halle stehen, und dann bemerken, dass das Konzert schon vergangenen Samstag war. Wir fühlen uns nicht wie Neil Armstrong, sondern wie der andere, der, dessen Name mir entfallen ist, der gesagt haben soll: „Nee lasst mal! Ich hab noch am Raumschiff zu tun. Geht ihr mal!“

Vergeben also die unzähligen Entbehrungen, irrsinnig die Mühsal, die Qual. Wofür? Kalt fährt einem der Handtascheninnenwind nach. Der Heimmarsch ver Hundertfacht die Gefahren! *Unglück ist nicht angenehm*, lautet ein altes chinesisches Sprichwort aus einem Glückskeks. Hinterher ist man immer schlauer als vorher. Vorher ist man dümmer als hinterher. Davor ist man noch dümmer. Und vor davor ist man... – aber daran mag ich gar nicht denken!

Die ausgezeichnete Mannschaft murmelt seit Tagen kraftlos: „Steffi, wir wissen wo dein Auto steht!“. Unser letzter Gedanke reicht noch über das eigene Schicksal hinaus: „Um Gottes Willen sorgt für die Hinterbliebenen!“ Ein Resimö zeihen. Hindelang. Die Delegation. Die Gefährten. Der Mensch, von Gott aus einem Erdenkloß gemacht nach seinem Bilde. Dann blieben die Blätter leer. Ein rauer Handtascheninnenwind löscht unser Lebenslicht ein für alle Mal und so.<

Thomas Glatz
ist Literat, Künstler
und Sozialpädagoge
in München.



Ja wo ist er denn
hier steckt er auch nicht, der Rotationseuropäer

Die Mär vom Rotationseuropäer

Als Aspekt stereotyper Zuschreibungen gehören Vorstellungen von Mobilität und einem Leben auf Wanderschaft seit Jahrhunderten zum Bildervorrat des Antiziganismus. Sie haben so immer wieder dazu beigetragen, gesellschaftliche Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalttaten bis hin zu Mord und Massenmord hervorzubringen, zu legitimieren oder zu begünstigen. Über die Anpassung eines hartnäckigen Ressentiments. Von Tobias von Borcke

Schon die im 9. Jahrhundert im griechischen Diskurs festzustellenden „Zigeuner“-Bilder zeichnen sich unter anderem durch die Zuschreibung einer nomadischen Lebensweise aus. Ab dem 15. Jahrhundert finden sich partiell vergleichbare Bilder auch in Mitteleuropa, die behauptete Wanderschaft erfuhren eine religiös fundierte Erklärung. Sie wurde als Pilgerreise mit dem Zweck der Buße für Verstöße gegen die religiöse Ordnung gedeutet und erschien damit im christlichen Referenzrahmen dieser Zeit offenbar als legitim. Jedenfalls blieb eine gewalttätige Verfolgung im größeren Umfang in dieser frühen Zeit wohl aus. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass Mobilität alles andere als eine gesellschaftliche Ausnahme war und zumindest ein Teil der in den Quellen dieser Zeit auftauchenden reisenden „Zigeuner“-Gruppen Schutzbriefe vorweisen konnte.

Dass Sesshaftigkeit als einer der Kerngehalte dieser Lebensweise benannt wurde, markierte wiederum ein gesellschaftliches Außen

Die Situation änderte sich drastisch, als die Zuschreibungen um weitere Elemente ergänzt wurden. Ende des 15. Jahrhunderts diente die Behauptung, bei den „Zigeunern“ handle es sich um Spione im Auftrag des Osmanischen Reichs, als Begründung für eine pauschale Vogelfrei-Erklärung. Bereits zuvor war in einem Reichsabschied dazu geraten worden, die „*Ausspäher und Verkundschafter der Christenland*“ nicht mehr in je eigenen Herrschaftsbereich zu dulden. Auch die religiösen Begründungen der behaupteten ewigen Wanderschaft veränderten sich. Im Laufe des 16. Jahrhunderts tauchte eine Geschichte auf, nach der die angeblichen Vorfahren der „Zigeuner“ der heiligen Familie bei ihrer Flucht vor König Herodes nach Ägypten die Herberge verweigert haben sollen. Dabei handelte es sich offenbar um ein von dem Chronisten Aventin in die Welt gesetztes Gerücht, das über Jahrhunderte immer wieder abgeschrieben und damit beglaubigt wurde.

Gewaltförmige Assimilierungsprogramme

Das 16. Jahrhundert war zudem eine Zeit großer gesellschaftlicher Umbrüche. Für die Durchsetzung der protestantischen Arbeitsethik und die Tendenz hin zum Territorialstaat als Herrschaftsform dienten unter anderem „Fahrende“ als Abgrenzungsfolie, mittels derer die neue Normalität bestimmt werden sollte. Die Verwandlung der Bevölkerung in beherrschbare und arbeitsame Untergebene sollte auch durch die Ausgrenzung und Stigmatisierung von

Menschen betrieben werden. Ihnen wurde vorgeworfen, eben diesen Anforderungen nicht zu genügen, unter ihnen die „Zigeuner“. In einer Zeit, in der die Arbeit moralisch aufgewertet werden sollte, galten Arme nicht mehr als würdige, sondern als unwürdige Arme und das Bild des „wandernden Zigeuners“ wurde um die Facette des angeblichen Unwillens zur Arbeit ergänzt.

„Sesshaftmachung“ – unter diesem Stichwort sollten während der Aufklärung auch Menschen zu „nützlichen Mitgliedern“ der Gesellschaft gemacht werden, die unter die Bezeichnung „Zigeuner“ subsumiert wurden. Sie sollten nicht länger unnachgiebig ausgegrenzt und an den Rand

der Gesellschaft gedrückt, sondern der entstehenden bürgerlichen Lebensweise eingepasst werden. Dass Sesshaftigkeit als einer der Kerngehalte dieser Lebensweise benannt wurde, markierte wiederum ein gesellschaftliches Außen, das mit der Idee von Wanderschaft und Nichtsesshaftigkeit in Verbindung gebracht wurde.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es verschiedene Projekte, die auf eine zwangsweise Assimilierung zielten, etwa durch die Integration in die Landwirtschaft. Als diese Projekte scheiterten, wurden die Gründe hierfür nicht in der Unmenschlichkeit und Gewaltförmigkeit der Assimilierungsprogramme gesehen, sondern in den vermeintlich unabänderlichen „zigeunerischen“ Eigenschaften, etwa einer angeblich nicht zu zähmenden „Wanderlust“.

In der Folgezeit setzte eine Ethnisierung des „Zigeuner“-Bildes ein, die in mancherlei Hinsicht den Boden ebnete für spätere biologisch-rassistische Vorstellungen. Besondere Bedeutung hat dabei Heinrich Moritz Gottlieb Grellmanns zuerst 1783 veröffentlichtes Werk „Die Zigeuner. Ein historischer Versuch über die Lebensart und die Verfassung, Sitten und Schicksale dieses Volkes“. Darin vertritt Grellmann die Idee einer gemeinsamen Abstammung und einer gemeinsamen Sprache der von ihm als „Zigeuner“ beschriebenen Personen. Da von Grellmann immer wieder abgeschrieben wurde, etwa in Lexikoneinträgen, konnte sein Schaffen maßgeblich dazu beitragen, dass ein bis dahin im Wesentlichen soziographischer, also an bestimmten Verhaltensweisen orientierter „Zigeuner“-Begriff zunehmend auch als eine ethnische Kategorie

interpretiert wurde. Das soziographische Verständnis verschwand dabei nicht einfach, der „Zigeuner“-Begriff schwankte beständig zwischen beiden Polen.

Zwischen propagierter „Sesshaftmachung“ und Vertreibung

Auch nachdem die geschilderten Versuche einer Zwangsassimilierung aufgegeben worden waren, wurde „Sesshaftmachung“ als Ziel staatlicher „Zigeuner“-Politik postuliert. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ergab sich dabei in den meisten deutschen Staaten und später auch im Deutschen Reich eine Konstellation, die durch einen grundsätzlichen Widerspruch gekennzeichnet war. Da die einzelnen Gemeinden für die Unterstützung bedürftiger Personen zuständig waren, waren sie in der Regel bestrebt, als Belastung und Bedrohung empfundene Arme nicht bei sich aufzunehmen oder sie zumindest nicht lange zu dulden. Vor Ort lag also der Fokus häufig auf Vertreibung, auch wenn „Sesshaftmachung“ als Leitbild propagiert wurde.

Für die Betroffenen bedeutete dies natürlich, dass eine Ansiedlung als freiwillige Sesshaftwerdung häufig unmöglich war. Somit trug das durch bestimmte Klischees motivierte behördliche Handeln auch zur Reproduktion eben dieser

Klischeebilder bei. Indem man Menschen, die man zum „fahrenden Volk“ zählte, aus dem eigenen Zuständigkeitsbereich vertrieb, zwang man sie tatsächlich zum Weiterziehen. So erfuhren die Stereotype in der nächsten Gemeinde erneut eine scheinbare Bestätigung an der Realität. Dass eine solche tatsächliche Mobilität fortgesetzter Ausgrenzung geschuldet war, dürfte dabei kaum reflektiert worden sein, vielmehr schien sich das in den Köpfen vorhandene Wissen über den „zigeunerischen Wandertrieb“ einmal mehr als wahr zu erweisen.

Eine Verschärfung der Situation ergab sich im Zusammenhang mit der infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft in der Moldau und in der Wallachei einsetzenden Migration von Rom_nja in die deutschsprachigen Regionen. Zwar hielt sich die Einwanderung zahlenmäßig in Grenzen, aus den Erlassen dieser Zeit ist allerdings zu erkennen, dass die Angst vor einer vermeintlich bevorstehenden Belastung der öffentlichen Kassen und der damit verbundenen Bedrohung des gesellschaftlichen Gefüges massiv war.

Erfassen, Kategorisieren, Verfolgen

Der Widerspruch zwischen propagierter „Sesshaftmachung“ einerseits und faktischer Vertreibung andererseits sollte nicht nur für das 19. Jahrhundert und das Kaiserreich kennzeichnend sein, sondern auch in der Weimarer Republik fortbestehen. Neben einer solchen Vertreibungspraxis gewann das Bemühen der Polizei um eine möglichst lückenlose Erfassung der „Zigeuner“ an Bedeutung. So legte die 1899 in München gegründete „Zigeunerpolizeistelle“ bis 1925 mehr als 14 000 entsprechende Personalakten an. Im November 1927 schließlich wurde in Preußen eine Maßnahme durchgeführt, die weiter in Richtung totale Erfassung wies. Von allen „nichtsesshaften Zigeunern und nach Zigeunerart umherziehenden Personen, die über sechs Jahre alt waren“ sollten Fingerabdrücke genommen, bei über 18-Jährigen zusätzlich je drei Lichtbilder angefertigt werden. Eine in diesem Zusammenhang erstellte Bescheinigung fungierte praktisch als eine Art Sonderausweis.

Die zitierte Formulierung zur Durchführung der Erfassungsmaßnahme zeigt dabei sehr deutlich das Schwanken zwischen soziographischen und im Kern rassistischen Vorstellungen. Ziel der Maßnahme sollten nicht alle als „Zigeuner“

bezeichneten Personen sein, sondern nur die „nichtsesshaften“ unter ihnen, während gleichzeitig Personen, die ethnisch nicht als „Zigeuner“ kategorisiert wurden, erfasst werden sollten, wenn sie in irgendeiner Art und Weise mobil lebten. Handlungsleitend für die Polizei war also offenbar ein pauschal als verdächtig angesehener „nichtsesshafter“ Lebensstil und nicht primär eine ethnische Zuschreibung. Die Rede von „nach Zigeunerart umherziehenden Personen“ wiederum zeigt deutlich, wie eng die Vorstellungen von beidem verknüpft waren. Insgesamt lässt sich für die 1920er Jahre sagen, dass explizit biologisch-rassistisch fundierte Vorstellungen noch nicht oberste Prämisse polizeilichen Handelns waren, dass sie aber doch an Bedeutung gewannen. So wurde im bayerischen „Gesetz zur Bekämpfung von Zigeunern, Landfahrern und Arbeitsscheuen“ von 1926 die Frage, wer denn als „Zigeuner“ zu betrachten sei, mit einem Verweis auf die „Rassenkunde“ beantwortet. Faktisch gab es damals eine solche Rassenkunde – die im Sinne einer wissenschaftlich geleiteten Erfassungs- und Definitionsarbeit Grund-

lage für polizeiliches Handeln hätte sein können – zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Das sollte sich während des Nationalsozialismus ändern: Die ab 1936 für die Erfassung und Einordnung von Menschen als „Zigeuner“ zuständige „Rassenhygienische Forschungsstelle“ (RHF) unter der Leitung von Robert Ritter erweiterte vor allem durch genealogische Untersuchungen den Kreis der als „Zigeuner“ erfassten Personen deutlich. So gerieten immer mehr Sinti_ze und Rom_nja ins Visier der Verfolgungsbehörden. Die wissenschaftlichen Kader der RHF lieferten somit eine der Grundlagen für den Porrajmos, den nationalsozialistischen Völkermord an Rom_nja, Sinti_ze und anderen als „Zigeuner“ stigmatisierten Menschen. Hunderttausende wurden während des Zweiten Weltkriegs von den Nazis und ihren Verbündeten ermordet. Während sie aus Deutschland und den westeuropäischen besetzten Ländern nach Auschwitz-Birkenau deportiert wurden, fielen sie insbesondere im besetzten Teil der Sowjetunion Massenerschießungen durch SS, Wehrmacht und Polizei zum Opfer.

Veränderte Begrifflichkeiten

Tobias von Borcke *studiert Geschichte in Berlin, ist in der historisch-politischen Bildungsarbeit tätig und hat den Sammelband „Antiziganistische Zustände 2. Kritische Positionen gegen gewaltvolle Verhältnisse“ (Unrast Verlag, 2013) mit herausgegeben.*

Nach dem Krieg konnte das Leben für die Überlebenden nicht einfach weitergehen wie zuvor. Viele waren schwer traumatisiert, kaum eine Familie hatte keine Angehörigen verloren und auch die materiellen Lebensgrundlagen waren in zahlreichen Fällen zerstört. Die deutsche Mehrheitsgesellschaft hingegen ging erschreckend schnell zur gewohnten Tagesordnung über. Während einige Überlebende ihre enteigneten Häuser wieder beziehen konnten, sahen andere sich bei der Rückkehr in ihre Heimatgemeinden mit einer kommunalen Politik konfrontiert, die ähnlich wie zu Zeiten des Kaiserreichs und der Weimarer Republik auf Verdrängung abzielte. Kaum gewandelt hatte sich auch die in der Polizei übliche „Haltung des prinzipiellen Verdachts“ (Wolfgang Feuerhelm) gegenüber Personen, die von staatlichen Stellen ganz offensichtlich noch immer im Rahmen der hergebrachten Klischees wahrgenommen wurden.

Um einen zu offenen Anklang an die nationalsozialistische Verfolgung zu vermeiden, verwendete die Polizei häufig veränderte Begrifflichkeiten, die aber

leicht als bloße Umschreibungen für bekannte „Zigeuner“-Stereotype zu dechiffrieren sind. Bei diesem Etikettenschwindel spielte die unterstellte Mobilität durchgehend eine Rolle; so war in der Nachkriegszeit die Bezeichnung „Landfahrer“ verbreitet, während später von „Personen mit häufig wechselndem Aufenthaltsort“ oder von „mobilen ethnischen Minderheiten“ gesprochen wurde. Noch im November 2009 meldete die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, dass die von einer grassierenden „Political Correctness“ geplagte Polizei nun Zuflucht zur Bezeichnung „Rotationseuropäer“ nehmen würde.

Später wurde von „Personen mit häufig wechselndem Aufenthaltsort“ oder von „mobilen ethnischen Minderheiten“ gesprochen

Es besteht dabei ein enger Zusammenhang zwischen behaupteter Mobilität und dem Verdacht krimineller Handlungen. So ergaben Gespräche, die Wolfgang Feuerhelm in den 1980er Jahren mit Polizeikräften führte, dass diese davon ausgingen, ein mobiler Lebensstil diene vor allem dazu, bestimmten Formen von Kriminalität nachzugehen und sich darüber hinaus eventueller Strafverfolgung

effektiv entziehen zu können. Die einer mobilen Lebensweise widersprechende Angabe fester Wohnsitze war dabei für die Polizeikräfte offenbar kein Anlass, ihre klischeehafte Wahrnehmung zu hinterfragen, sondern wurde als reines Alibi interpretiert.

Breite Zustimmung

Die Verknüpfung von Mobilität, „Zigeuner“-Stereotypen und gesellschaftlich verbreiteter Angst ist immer wieder auch im Zusammenhang mit jüngeren Migrationsbewegungen nach Deutschland festzustellen. Bezüglich der rassistischen Hetze der frühen 1990er Jahre scheint es dabei, als hätten andere Aspekte antiziganistischer Zuschreibungen die Ablehnung der Migrationsbewegungen verstärkt. Das Reden von einer „Asylantenflut“ richtete sich gegen die unterschiedlichsten Gruppen, auf einer diskursiven Ebene schienen aber die in dieser Zeit offen als „Zigeuner“ Bezeichneten als besonders unverträglich, was wiederum mit angeblich mangelnder Hygiene und der pauschalen Unterstellung krimineller Aktivitäten begründet wurde. Im Bild des „Zigeuners“, der sich nach Deutschland auf den Weg macht, schien der allgemeine Rassismus dieser Zeit noch potenziert zu sein. Dies gipfelte in Aussagen wie der im *Spiegel* abgedruckten Behauptung, unter „dem Andrang der Roma“ würden „Politiker sogar das

Grundrecht auf Asyl schleifen“ wollen.² Nicht zuletzt trugen solche Bilder maßgeblich zu der aufgeheizten Stimmung bei, die sich schließlich unter anderem im Pogrom von Rostock-Lichtenhagen im August 1992 entlud.

Unangenehme Erinnerungen an diese Zeit kamen in den letzten Monaten in Anbetracht der Debatte um „Armutsmigration“ auf, etwa als die NPD vor „Zigeunerflut“ und „Asylmissbrauch“ warnte. Dass es sich bei derartigen Ressentiments keineswegs um ein Phänomen handelt, das ausschließlich am rechten Rand der Gesellschaft zu finden ist, zeigt dabei ein offener Brief des deutschen Städtetages, der im Prinzip ähnliche Ängste bediente. Auch Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich stimmte ein und stellte

dabei einen scheinbar automatisch gegebenen Zusammenhang zwischen der Einreise rumänischer und bulgarischer Rom_nja – die als EU-Bürger_innen hierzu jedes Recht haben – und einem zu befürchtenden „Missbrauch“ der Sozialsysteme her. Friedrich spricht Ressentiments nicht allzu offen aus, fordert aber doch immer wieder ein hartes Durchgreifen.³ Dass seine Ausführungen auf breite Zustimmung treffen dürften, legt eine Umfrage im Rahmen des Langzeitforschungsprojekts „Deutsche Zustände“ nahe, bei der 44,2 Prozent von 2000 Befragten der Aussage „Sinti und Roma neigen zur Kriminalität“ zustimmten und 27,7 Prozent fanden, dass „Sinti und Roma [...] aus den Innenstädten verbannt werden“ sollten.<

¹ www.faz.net/aktuell/rhein-main/frankfurt/aggressive-bettelei-ordnungsamt-vor-schwierigen-aufgaben-1881053.html.

² Der Spiegel, Heft 36/1990, S. 34.

³ Beispielsweise im „ZDF heute journal“ vom 19. Februar 2013. In der Sendung werden zudem falsche Zuwanderungszahlen kolportiert, die unter anderem auch vom Deutschen Städtetag verwendet wurden. Vergleiche hierzu: <http://www.migazin.de/2013/02/22/keine-belege-fur->

[armutszuwanderung-aus-bulgarien-und-rumanien/](http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/frankfurt/aggressive-bettelei-ordnungsamt-vor-schwierigen-aufgaben-1881053.html).

Literatur:

Bartels, Alexandra et al. (Hg.): Antiziganistische Zustände 2. Kritische Positionen gegen gewaltvolle Verhältnisse. Münster 2013. Unrast.

End, Markus: Bilder und Sinnstruktur des Antiziganismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft 22-23. Bonn 2011. Bundeszentrale für politische Bildung. S. 15-21.

Feuerhelm, Wolfgang: Polizei und „Zigeuner“: Strategien, Handlungsmuster und Alltagstheorien im polizeilichen Umgang mit Sinti und Roma. Stuttgart 1987. F. Enke.

Fings, Karola; Sparing, Frank: Rassismus, Lager, Völkermord. Die national-sozialistische Zigeunerverfolgung in Köln. Köln 2005. Emons.

Giere, Jaqueline (Hg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners. Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt am Main & New York 1996. Campus.

Gronemeyer, Reimer: Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen. Gießen 1987. Focus-Verlag.

Heitmeyer, Wilhelm: Deutsche Zustände. Folge 10. Frankfurt am Main 2012. Suhrkamp.

Wippermann, Wolfgang: „Verweigerte Wiedergutmachung“. Online unter: <http://www.rosalux.de/publication/38816/verweigerte-wiedergutmachung.html>

Konzertreise durch Lagerland

In „Can't be silent“ begleitet die Journalistin und Dokumentarfilmerin Julia Oelkers Musiker und Musikerinnen, die in Deutschland als Asylbewerberinnen und Asylbewerber leben müssen. Die gemeinsame Konzertreise durch Deutschland begann im Mai 2012. Ihr berührender Dokumentarfilm ist dabei ganz bei den „Refugees“. Er lässt ihren Geschichten viel Raum und setzt deren aussichtslose Lebenslagen zu dem Ausnahmeereignis Konzertreise in ein „Was wäre wenn?“-Verhältnis. Eine Rezension von Friedrich Burschel



Dokumentarfilm,
von Julia Oelkers,
Deutschland 2013,
85 Minuten.

www.cant-be-silent.de

Was wäre wenn?

„Good things come to those who wait“ steht mit Edding auf einer Tür in der Asylunterkunft im baden-württembergischen Reutlingen. Hier hat Sam vier lange Jahre lang gewohnt. Wer die lakonischen Bilder sieht, die die Regisseurin Julia Oelkers für ihren Film „Can't be silent“ hier eingefangen hat, würde nicht eine Nacht dort bleiben wollen. Man kennt die gewalttätige Trostlosigkeit deutscher Flüchtlingslager und ist doch immer wieder von deren Wucht überrascht. Und viele gute Dinge sind Sam in der langen Zeit auch nicht widerfahren, wie der sarkastische Spruch an der Tür es verspricht. Nach wie vor ist der 29-jährige Gambier von der Abschiebung bedroht. Nur eine „gute Sache“ ist ihm in Deutschland begegnet: die Möglichkeit, mit einem Bandprojekt als Musiker auf Tournee zu gehen.

Der Bandleader Heinz Ratz kam auf diese Idee, nachdem er mit dem Fahrrad 80 Sammelunterkünfte für Asylsuchende in ganz Deutschland besucht hatte. Er traf unterwegs in den Lagern jede Menge begnadeter Musikerinnen und Musiker und hat sechs von ihnen für sein multinationales Tourprojekt „Strom & Wasser feat. The Refugees“ gewinnen können: Sam, MC Nuri Ismailov aus Dagestan, den Trommler Jaques Zamble bi Vie und den Sänger Revelino Mondehi - beide von der Elfenbeinküste - Hosain Amini, den afghanischen Rapper und die Hamburger Beatbox-Virtuosin Olga.

Und die zweite „gute Sache“ war, dass diese bunte Band von Oelkers' Team und ihrem bewährten Kameramann Lars Maibaum begleitet werden konnte. Finanziert wurde der Dokumentarfilm hoch prekär aus Spenden, Zuschüssen und Crowdfunding. Daraus entstanden ist ein wunderschönes Roadmovie mit Protagonistinnen und Protagonisten, die zum Teil seit

vielen Jahren in den Fängen des deutschen Asylverfahrens sitzen.

„Heinz hat uns gerettet“, sagt Jacques Zamble bi Vie. „Ohne dieses Projekt wäre ich immerzu nur im Lager, immer in Bramsche.“ Die seit langem angeprangerte „Residenzpflicht“, die den Musiker seit vier Jahren in diesem niedersächsischen Ort festhält, ist eine besonders perfide Besonderheit des deutschen Asylrechts. Für die Einheimischen mag das Leben in Bramsche/Hesepe erträglich sein. Für einen Flüchtling ist es ein Gefängnis. Nur mit Sondergenehmigung können die „Refugees“ auf die aufregende Reise mit Ratz' Band „Strom & Wasser“ gehen. Julia Oelkers begleitet die Tournee mit einem aufmerksamen und parteilichen Blick und nimmt sich viel Zeit für die erschütternden Lebensumstände der Geflüchteten, denen sie im Tourbus eine Zeit lang entkommen können.

Ganz bei den „Refugees“

Man lernt MC Nuri kennen, dessen Familie seit unfassbaren zehn Jahren im niedersächsischen Gifhorn festgehalten wurde. Nuri ist dort zur Schule gegangen und spricht fast akzentfrei deutsch. Im Film bringt er ein Lied über dieses himmelschreiende Leben zu Gehör. Der Film lässt den Geschichten der Flüchtlinge viel Raum und setzt deren aussichtslose Lebenslagen zu dem Ausnahmeereignis der Konzertreise als dem „Was wäre wenn?“ ins Verhältnis. Bei den Betrachterinnen und Betrachtern löst das - nachdem die Filmheldinnen und Filmhelden ihre Herzen erobert haben - zunehmend Wut und Fassungslosigkeit aus.

Filmleute und Band werden im Laufe des Dokumentarfilms immer mehr zu einem Team. Daher entsteht auch nicht das Missverständnis, dass hier Musikerin-

nen und Musiker als Beispiel gewählt wurden, um ihre Leistungsfähigkeit und Marktkompatibilität herauszustreichen und so das deutsche Abschieberegime seiner Ineffizienz zu überführen, da es dem deutschen Unterhaltungsmarkt solche Talente vorenthält.

Auch Heinz Ratz wird nicht als „Retter“ inszeniert, der sich der „Opfer“ angenommen hat. Wir sehen hier keine Opfer, sondern Leute, deren Fähigkeiten negiert, deren Energie geraubt, deren Zukunft zerstört und deren Rechte missachtet werden. Und das passiert mit voller Absicht und mit bürokratisch-polizeilichen Mitteln - dem staatlichen Rassismus eben -, der diese Individuen zu einer lästigen, anonymen Masse von Bittstellerinnen und Bittstellern degradiert. Sie sind der Willkür der Behörden ausgeliefert und sollen einfach nur wieder verschwinden; koste es, was es wolle.

Heuchlerische Medaille

Höhepunkt des Films ist denn auch die Verleihung der „Integrations“-Medaille an Heinz Ratz aus den Händen der „Integrationsbeauftragten“ der Bundesregierung, Maria Böhmer. Die Kamera ist dabei, Ratz spricht ein paar deutliche, kritische Worte. Das nehmen die Demokratinnen und Demokraten in ihrer Liberalität auch gerne hin. Dass er die Musikerinnen und Musiker seines Projekts mitgebracht hat, interessiert hier niemanden. Sie müssen der Verleihung vorne auch fernbleiben und sind nur als Zaungäste des heuchlerischen Geschehens zugelassen. Es geht auch nicht um sie, sondern um das Engagement eines Deutschen für Flüchtlinge – das hat doch mit den Flüchtlingen nichts zu tun! Wer die deutsche Gesetzgebung gegen Flüchtlinge kennt, weiß, dass alles mögliche damit erreicht werden soll, aber mit

Sicherheit nichts, was den ohnehin zweifelhaften Namen „Integration“ verdiente. Und Frau Böhmer weiß das auch, wenn sie sich mit Hosain Amini zu einem Foto zusammenstellt: Was kümmert sie das Schicksal dieses jungen Mannes? Was kümmert sie dessen bevorstehende Abschiebung?

Hosain Asini aka MC Trelos, den wir glücklich bei seinem Auftritt auf dem Folkfestival im thüringischen Rudolstadt erleben, hat sich über das Internet mit seinen afghanisch-sprachigen Rap-Protest-Songs eine beachtliche Fangemeinde unter afghanischen Jugendlichen geschaffen. Er ist im nächsten Moment wieder nur noch einer von Zehntausenden, die von Abschiebung bedroht sind und der jede Nacht mit dem Eindringen polizeilicher Rollkommandos in sein Quasi-Gefängnis rechnen muss, wenn es gewaltsam zum Flughafen geht.

Resümee: Ein Film, der bewegt und wütend macht

Die wunderbare Doku „Can't be silent“ bleibt in Erinnerung mit ihren einfühlsamen Konzertaufnahmen - Gänsehaut am ganzen Körper bei einem Sologesangspart von Sam - und mit nüchternen und schonungslosen Bildern vom staatlichen Schreckensregime, von ausgelieferten Menschen, die kopfschüttelnd und verwundert diese hohle Unmenschlichkeit und Perfidie schildern.

Ein Film, der mobilisiert und wütend macht und daran erinnert, dass sich die deutsche und europäische Abschottungspolitik und Flüchtlingsabwehr seit den 1990er Jahren kein Jota zum Besseren verändert hat und letztendlich entschlossenen Protest und aktive Solidarität mit Geflüchteten, Flüchtlingen, Refugees, Migrantinnen und Migranten einfordert.<

Friedrich Burschel
ist Referent zum
Schwerpunkt Neo-
nazismus und
Strukturen/Ideolo-
gien der Ungleich-
wertigkeit bei der
Rosa Luxemburg
Stiftung in Berlin.



Comic: Landrömer



KINO

Wave-Pop, Dorn im Auge der sowjetischen Führung und die letzten großen Idole der Sowjetjugend

Mutter Heimat

gnädig blickt sie herab auf Massengräber und streunende Hunde



Ausschau nach Spuren

Der Musiker Viktor Zoi und die Blockade von Leningrad. Von Johannes Spohr

„Электричка везёт меня туда,
куда я не хочу“

„Elektrichka takes me to somewhere
I don't want to“

(Электричка) by Kino (Кино)

Wer in Sankt Petersburg nur wenig Zeit zur Verfügung hat, sieht sich mit einer schwierigen Aufgabe konfrontiert – solange man sich nicht ausschließlich für das von ehemaligen aristokratischen Residenzen geprägte Zentrum der Stadt rund um die Prachtstraße Newski-Prospekt interessiert. Abseits davon lassen sich zeitgenössische Lebensrealitäten in der Metropole nicht ohne Weiteres ausmachen.

Die Pläne für meinen kurzen Aufenthalt beinhalteten keine gezielten Betrachtungen über das Leben in Sankt Petersburg. Kleine Erkundungen brachten mich aber immerhin mit Aspekten davon in Berührung. Dass mich meine Streifzüge ein Stück vom Zentrum wegbringen sollten, war mir sehr recht.

Die Figur Viktor Zoi fasziniert mich schon seit einiger Zeit, nicht nur wegen der Musik seiner Band, sondern auch aufgrund der Mythen und der nach wie vor aufgeladenen Symbolik um seine Person. Dass es bis heute Anknüpfungspunkte für Protest in seiner Musik gibt, war für mich Grund, nach Spuren Ausschau zu halten. Popikonen sind Personen mit Ikonengräbern, die sich in Ermangelung der Ikone selbst besuchen lassen.

Verzweifelte Jugendliche

Viktor Zoi war Kopf der Wave-Pop-Band *Kino*, eine der bedeutendsten Bands im Russland der (Pre-) Perestroika-Ära.¹ Zoi wurde zum letzten großen Held der sowjetischen Jugend, bis er am 15. August 1990 bei einem Autounfall in Lettland mit 28 Jahren ums Leben kam. Ein Tape mit Gesangsaufnahmen, das Zoi mit sich führte, konnte gerettet und für das letzte Album von Kino („Schwarzes Album“) benutzt werden.

Bis heute machen viele Fans der Band den KGB für den Unfall verantwortlich. Für die sowjetischen Machthaber war sie ein unbeliebter Störfaktor. Auch wenn ihre Texte niemals offene Kritik am Regime beinhalteten, setzten sie bei der Jugend einigen Willen zur Veränderung frei. Das Lied „Peremen!“ („Veränderungen!“) brachte die Unzufriedenheit der jungen Generation in die Öffentlichkeit der Sowjetunion und machte den Namen Kino allseits bekannt.

„Veränderungen brauchen unsere Herzen,
Veränderungen brauchen unsere Augen,
In unserem Gelächter und in unseren Tränen
Und im Pulsieren unserer Venen
Veränderungen!
Wir erwarten Veränderungen“

Immer noch scheint die Band Regierungen zu beunruhigen. Seitdem der Song „Peremen!“ von der Opposition in Weißrussland benutzt wurde, darf er

dort seit 2011 nicht mehr im Radio gespielt werden. Als zum 15. Todestag Zois russische Popstars eine Gedenk-LP aufnahmen, wurden sie von der Regierung ermahnt, sich dabei systemkonform zu verhalten.

Über 65 Jugendliche in der Sowjetunion nahmen sich nach dem Tod Zois das Leben, weil sie glaubten, es hätte ohne ihr Idol keine Bedeutung mehr. An mehreren Orten in Russland und Weißrussland wurden Gedenkmauern eingerichtet, an denen um Viktor Zoi getrauert werden kann. Auch sein Grab in Sankt Petersburg ist bis heute ein Wallfahrtsort der Fans.

Im Internet ist nur ungefähr herauszufinden, wo sich der Friedhof befindet. Ich fahre mit einigen Notizen und für Konversationen unzureichendem Wortschatz mit der roten U-Bahnlinie bis zur Station Ploschad Muzhestva und versuche mein Glück „peschkom“, also zu Fuß.

Auf der Suche

Bei diesem Ausflug lerne ich die Oberfläche eines ganz anderen, eher durchschnittlichen Sankt Petersburg kennen. An der Station verkaufen Leute in der gemäßigten Kälte Nüsse und ganze Fische. Menschen wohnen hier in Blöcken statt in Altbauten aus zaristischen Zeiten. Die Straßen sind nicht vom Eis befreit wie rund um den Newski-Prospekt. Stattdessen sind ihre Ränder rot beflaggt und in Erdlöchern arbeiten Bauarbeiter. Wo keine Sägespäne liegen, wird viel gerutscht.

Es ist der 28. Januar 2013, vor 69 Jahren und einem Tag wurde die Blockade der Stadt Leningrad durchbrochen. Im Forst von Rschew findet in diesen Tagen eine militärhistorische Rekonstruktion der Verteidigung der Nawa-Metropole statt. Zum offiziellen Gedenken, das auf zahlreichen Plakaten beworben wird, besucht auch Wladimir Putin die Stadt. Aber von all dem bekomme ich wenig mit.

Nach einem kurzen Fußweg, den ich vermeintlich in Richtung des Friedhofs mit Zois Grab zurücklege, verliere ich die Orientierung und werde ratlos. Ich spreche einen Herrn an der Bushaltestelle an, der sich freundlich und hilfsbereit zeigt. Ich bin noch immer der Meinung, ihn nach dem Namen des Friedhofs gefragt zu haben, als der Bus vorfährt, den der Herr nehmen muss. Er gestikuliert mir, mit einzusteigen.

Wir scheinen uns darauf zu einigen, dass das Ziel der Ort ist, an dem sich die toten Menschen befinden. Bis dahin sind es nur zwei Stationen. Ich zahle 25 Kopeken an die Kassiererin und erblicke beim Vorbeifahren einen großen Basar, wo Händlerinnen und Händler und Einheimische sich kaufen, was sie zum Essen, Anziehen oder zum Weiterverkaufen brauchen. Der freundliche Herr entlässt mich an der nächsten Station mit einem Grinsen zurück in die Kälte und erhält dafür einen großen Dank („spasiba bolschoi“). Als der Bus weiterfährt, erhalte ich freien Ausblick – allerdings nicht auf Viktor Zoi, sondern auf die riesige Mutter-Heimat-Statue des Piskarjowskoje-Gedenkfriedhofs, von dem ich bis zu diesem Zeitpunkt nichts wusste.²

Die anonymen Massengräber sind mit Schnee bedeckt, auf dem halb versunkene Nelken liegen. An den Rändern der Gräber liegen Kränze, in die Brotscheiben, Lollies, und manchmal auch Zigaretten gebettet wurden. Rund um die Mutter-Heimat-Statue liegen weitere Gedenkkränze, die von klassischer Musik beschallt werden. Mit von der Kranzpartie ist auch der Generalkonsul der BRD, der eine Schärpe mit selbigem Aufdruck angelegt hat.

Ein älterer Mann fängt ein Gespräch mit mir an und lässt sich dabei nicht von meinem offen zur Schau gestellten Halbverständnis beirren. Ich verstehe aber, dass er offenbar schon während der Blockade gelebt, sie also überlebt hat. Ich verstehe, dass es damals kein Brot gab und er und seine Familie hungerten. Er zeigt mir ein Büchlein, das er darüber geschrieben hat. Es enthält auch ein Bild von seiner Mutter. Ich vermute, dass sie während der Blockade umkam. Das Buch will er mir verkaufen und ich ärgere mich, nicht genug Bargeld dabei zu haben. Der Mann zieht weiter und spricht mit anderen Menschen, die in Grüppchen zum Gedenken herkommen.

Nach einem ausführlichen Rundgang lege ich, wieder vorbei am Basar, die Distanz der zwei Haltestellen zu Fuß zurück, irre auf der Suche nach einem Zugang zu dem Zoi-Friedhof noch zwischen einem Straßenköterrudel umher und besuche auf dem Rückweg einen angenehm warmen Supermarkt.



Popikone mit Ikonengrab
Zois letzte Ruhestätte, geschmückt mit
Bildern des KINO-Frontmanns und
Mitbringseln pilgernder Fans



Zu den „kiffenden Jugendlichen“

Am Tag darauf komme ich – nochmals über den thematischen Umweg „Blockade von Leningrad“ – hierher zurück. Im Zentrum der Stadt besuche ich zunächst das „Museum der Verteidigung und Belagerung Leningrads“. Dort sind zahlreiche Exponate der Nazis und der Sowjets aus der Zeit der Blockade zu finden. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Schenkungen damaliger einheimischer Leningraderinnen und Leningrader. Wer Waffen aus dem Zweiten Weltkrieg und Kriegspropaganda aller Art anschauen mag, wird hier fündig. Die Konzeption des Museums bleibt mir trotz einiger englischsprachiger Erläuterungen verschlossen. Eine kleine Vorstellung vom didaktischen Konzept erhalte ich, als eine Schulklasse in gelben Westen vorbeikommt und in Abständen von jeweils fünf Metern und fünf Minuten monologische Vorträge eines großen Herrn mit Holzstab erhält.

Später erfahre ich, dass der insgesamt altbackene Stil einen bestimmten Grund hat: Das noch während des Krieges eröffnete Blockademuseum musste nach nur wenigen Jahren seiner Existenz Anfang der 1950er Jahre schließen. Dies geschah im Zuge der „Leningrad-Affäre“, einer inszenierten Verfolgungskampagne gegen die führenden Persönlichkeiten der

ehemals belagerten Stadt. Der hier errichtete Heldenkult um die Verteidigung Leningrads war dem Moskauer Machtzentrum unerträglich. Es wurde dort behauptet, hier hätte sich ein Gegenpol zur Moskauer Regierung gebildet, aus dem heraus letztendlich Stalin hätte gestürzt werden sollen. Tausende Menschen wurden verschleppt. Erst Ende der 1980er Jahre konnte das Museum im Fahrwasser der Perestroika wieder öffnen. Beim Anschauen der recht unterhaltsamen Anti-Nazi-Propaganda merke ich, dass ich solche in deutschen Ausstellungen noch nie gesehen habe.

Als ich mir Jacke und Tasche von der sehr sympathischen Garderobenfrau abhole, legt sie mir sehr bestimmt eine Karte mit russischen Buchtiteln unter die Kamera. Das ist, was ich zum Thema lesen sollte. Kurzenschlossen unternehme ich nach mehreren Stunden im staubigen Museum einen weiteren Versuch, das mittlerweile ersehnte Grab Viktor Zois zu finden. Dabei hätte ich, wie mir ein ortskundiger Bauarbeiter mitteilt, schon am Tag zuvor einfach wissen müssen, dass ich über verschiedene Gleise rutschen muss.

Das Grab ist gefunden, auch wenn ich den mir ans Herz gelegten, zu „kiffenden Jugendlichen“ führenden

Wegweiser im Winter nicht ausfindig machen kann. Diese Jugendlichen stellen aber, wie ich nun sehen kann, Bilder von Viktor Zoi auf und speißen ihre Bahnfahrkarten auf dem Zaun dahinter auf. Auch hier werden Zigaretten sowie kleine Bändchen hinterlegt. Zwischen zwei eingeschnittenen Bänken steht eine leere Flasche Schnaps. Die Form der Skulptur, die auf dem Grab steht, habe ich leider bis heute nicht verstanden, aber Kryptografie gehört in diesem Fall dazu.

Ein paar Hunde betrachten mich gleichgültig auf meinem Rückweg durch den verschneiten Park. Die roten Flaggen sind wieder eingeholt.

Viele der Kino-Platten werden heute wieder gepresst, auch die alten sind aufgrund ihrer hohen Auflage noch zu haben. Ausschau halten und finden!<

Johannes Spohr
ist freier Journalist
und Autor, lebt in
Berlin und
publiziert unter
anderem auf
www.preposition.de.

¹ Der Begriff „Perestroika“ steht für die Neugestaltung des sowjetischen politischen Systems besonders im innen- und wirtschaftspolitischen Bereich.

² Zum Gedenken an die nationalen Streitkräfte im deutsch-sowjetischen Krieg wurden an verschiedenen Orten der Sowjetunion sogenannte Mutter-Heimat-Statuen errichtet, unter

anderem in Sankt Petersburg. Der Piskarjowskoje-Friedhof ist die zentrale Gedenkstätte für die Opfer der Leningrader Blockade durch die Wehrmacht von 1941 bis 1944. Mehr als 470 000 Einwohnerinnen und Einwohner und 50 000 Soldaten, die während der Belagerung ums Leben gekommen waren, sind dort in Massengräbern bestattet.



Comic: Landrömer



Globale Impressionen - Stätten der Welt #10:
2011 rasten sechs vermmumte Personen auf Motorrädern durch das „Brent Cross“-Shopping-Center in London (Großbritannien) und raubten Juwelen. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt. Heute sind die Spuren des brutalen Überfalls beseitigt und die Kaufmeile lädt zum Shoppen und Erleben ein.

Foto: Andrea Huber

Globale Impressionen – Stätten der Welt #11:
*Das Kleinod Erikoussa (Griechenland) ist vom Tourismus
bislang wenig berührt. Im ionischen Meer zählt die
griechische Insel damit zu den absoluten Geheimtipps.
Hier erholt sich der Hinterland-Redakteur Anton Kaun
von der Hinterland-Ausgabe „Gut vernetzt“.*





Globale Impressionen – Stätten der Welt #12:
In den meisten Ländern wurde sie bereits ausrangiert, in Australien sitzt die berittene Autorität noch heute obenauf. Spitzel! Einsatzkräfte der für ihre Bürgernähe geschätzten Reitstaffel „Golddust“ halten ein Pläuschchen mit einer Rucksacktouristin im Lake-Torrens-Nationalpark.

„Wir möchten, dass man uns hier leben lässt“

Mit der Initiative „Lampedusa in Hamburg“ kämpfen Flüchtlinge aus Libyen für ihr Bleiberecht. Von Anke Schwarzer und Andreas A.

St. Pauli rules...

*Andreas A. ist ebenfalls in der Hansestadt
gestrandet und kämpft hier um sein Bleiberecht*

6 000 Kriegsflüchtlinge aus Libyen sind nach Angaben der Initiative „Lampedusa in Hamburg“ über Italien nach Deutschland gekommen. Jahrelang hatten die Wanderarbeiterinnen und Wanderarbeiter aus Westafrika in Libyen gelebt – bis zur Rebellion und dem Nato-Krieg vor zwei Jahren. Rund 300 von ihnen schlafen auf Hamburgs Straßen, einige sind mittlerweile in Kirchen, Moscheen und bei Privatpersonen untergekommen. Mit Ausstellungen, Demonstrationen und anderen Aktionen fordern sie vom Hamburger Senat ihre Anerkennung als Kriegsflüchtlinge. Die Innenbehörde betont, dass es im Rechtsstaat keine Pauschallösung, sondern nur Einzelprüfungen geben könne. Derzeit würde man darüber informelle Gespräche mit der Evangelischen Nordkirche führen. Der Rechtsstatus der Flüchtlinge sei nicht ganz klar, aber es sei davon auszugehen, dass die drei Monate gültigen Touristenvisa für den Schengenraum mittlerweile abgelaufen seien und die Männer zurück nach Italien müssten, so die Innenbehörde. In Italien, wo sich rund 60 000 Flüchtlinge aus Libyen aufhalten, haben sie einen befristeten Aufenthalt aus humanitären Gründen.

Stand der Dinge in Hamburg

Anfang Juni waren Verhandlungen zwischen der Nordkirche, der Innen- und der Sozialbehörde gescheitert, da eine Unterbringung in einer Turnhalle nur mit vorheriger Registrierung und erkennungsdienstlicher Behandlung erlaubt worden wäre. „Die Kirche und die Diakonie beteiligen sich nicht an einem Abschiebelager“, sagte damals die Landespastorin Annegrethe Stoltenberg der *taz*. „Humanitäre Hilfe ist bedingungslos“, so Constanze Funck, Koordinatorin der Nordkirche für das Projekt der Gruppe „Lampedusa in Hamburg“. Eine Abschiebung nach Italien lehnt sie ab, da die Unterbringung dort menschenunwürdig sei. Sie verweist auf zahlreiche Verwaltungsgerichtsurteile, in denen Abschiebungen nach dem Dublin-II-Verfahren nach Italien wegen unmenschlicher Lebensverhältnisse für rechtswidrig erklärt worden sind. Der Hamburger Senat habe als Bundesland die Möglichkeit, den Männern ein Bleiberecht aus humanitären Gründen zu geben. Sie seien zum Spielball einer verfehlten europäischen Flüchtlingspolitik geworden. In ähnlicher Lage seien bundesweit noch viele andere Flüchtlinge aus Italien. Dass sie in Hamburg Unterstützung und Aufmerksamkeit erhalten, hätten sie ihrer Selbstorganisation zu verdanken, sagt Funck.

Gewerkschaftliche Unterstützung

Im Juli sind zahlreiche Flüchtlinge der Gruppe „Lampedusa in Hamburg“ Mitglied der Gewerkschaft ver.di geworden. Sie haben in Libyen als Ingenieure, Journalisten, Automechaniker, Bauarbeiter oder Friseure gearbeitet. Peter Bremme, Ver.di-Fachbereichsleiter für Besondere Dienstleistungen, hieß die Flüchtlinge willkommen. „Wir unterstützen ausdrücklich die Forderungen der Geflüchteten aus Libyen auf Wohnung, freien Zugang zum Arbeitsmarkt, freien Zugang zu Bildung, freien Zugang zu medizinischer und sozialer Versorgung und freier Wahl des Aufenthaltsortes innerhalb der Europäischen Union.“ Die Politik könne den Weg frei machen und durch Aktivierung des Paragraphen 23 des Aufenthaltsgesetzes den Flüchtlingen einen legalen Aufenthalt in Hamburg ermöglichen, so Bremme.

Andreas A.* ist ein Aktivist der Gruppe „Lampedusa in Hamburg“. Der Sprecher von rund 80 Männern, die seit Anfang Juni in der St.-Pauli-Kirche untergekommen sind, erzählt seine Geschichte:

Ich komme gerade vom Joggen und bin etwas verschwitzt. Fast jeden Morgen laufen ein paar Leute von uns mit dem Pastor vier Kilometer den Hafen entlang. Seit Anfang Juni übernachten wir in der St.-Pauli-Kirche in Hamburg. Abends rollen wir – etwa 80 Männer aus Nigeria, Mali, Togo, Niger, dem Sudan, der Elfenbeinküste – dünne Matratzen im Kirchenschiff, neben dem Altar und oben auf der Empore aus. Morgens falten wir das Bettzeug wieder zusammen, frühstücken, räumen auf. Die Leute haben mich als Sprecher gewählt. Ich habe lange auf der Straße gelebt, viel Schlimmes gesehen und erlebt und jetzt habe ich endlich ein Dach über dem Kopf. Die Kirche und viele Menschen hier zeigen ihre Solidarität. Sie bringen uns Kleidung und Essen. Ich bin in Ghanas Norden geboren und aufgewachsen. Als Jugendlicher bin ich 2005 geflohen, denn es gab dort schwerwiegende Konflikte. Es war frustrierend und viele Leute verloren ihr Leben. Die Lage ist hart und deshalb möchte ich auch nur meinen christlichen Vornamen und nicht den Namen meines Volkes oder gar meinen Familiennamen nennen. Ich bin mit dem Auto durch die Sahara nach Libyen gefahren. In Tripolis habe ich ein gutes Leben gehabt. Dort konntest Du es schaffen und nach zwei Jahren eine professionelle Arbeit bekommen. Ich hatte eine Wohnung und Verträge auf Baustellen. Ja, es gibt dort zwar auch Rassismus, aber den gibt es hier in Europa auch. Wenn man sich an die Gesetze hielt, nicht

stahl, keinen Alkohol trank, nichts mit Drogen zu tun hatte und keine arabische Frau zur Freundin hatte, gab es nichts zu befürchten.

Alles war gut bis zum 17. Februar 2011 – das Datum weiß ich noch ganz genau. Da begann die Gewalt auf den Straßen, Leute wurden erschossen, alle waren bewaffnet. Wir waren sehr besorgt. Es war sehr gefährlich, für alle, für Libyer und für Migranten. Letztere wurden von Gaddafis Leuten beschuldigt, auf Seiten der Rebellen zu stehen und die Aufständischen wiederum behaupteten, die Migranten seien Söldner in Gaddafis Armee. Später regnete es auch noch Bomben. Die Nato zerstörte Wohnhäuser, die in der Nachbarschaft von Kasernen lagen. Viele Gebiete waren zerstört, viele Leute starben. Ich wurde auch Zeuge wie die Nato den zentralen Busbahnhof bombardierte. Wer weiß, was sie dort wollten. Reisende lagen tot neben ihren Koffern und Taschen. Meine alte Mutter weiß nichts über meinen Zustand. Ich habe alles verloren, meine Kontakte und Telefonnummern. Soldaten haben mich am 20. Juni 2011 festgenommen und mir alles genommen, mein Geld, mein Mobiltelefon. Sie sagten, dass ich das Land verlassen müsse und brachten mich zum Hafen. Zusammen mit 1250 Männern, Frauen, Schwangeren und Kindern wurden wir in ein Schiff mit drei Decks verfrachtet. Ich dachte, das ist das Ende, wir werden alle sterben. Ich war noch nie zuvor auf dem Meer gewesen. Drei Tage lang fuhren wir. Es gab nichts. Aber selbst wenn Du etwas zu essen und trinken gehabt hättest – es hätte nichts genutzt. Ich war nicht bei mir. Die Wellen waren riesig. Viele Passagiere kollabierten und mussten bei unserer Ankunft in Lampedusa ins Krankenhaus gebracht werden. Glücklicherweise haben alle überlebt. Ich war so glücklich, dass ich nicht gestorben bin. In Italien lebte ich fast zwei Jahre in Mailand. Das Leben war schrecklich. Wir mussten zu viert in einem winzigen Zimmer wohnen, es gab jeden Tag Nudeln und in den zwei Jahren habe ich lediglich ein T-Shirt und eine Sporthose bekommen.

Es waren fast 70 000 Flüchtlinge aus Libyen, mitten im Winter wollten sie uns auf die Straße setzen, weil Italien kein Geld mehr von der Europäischen Union bekam. Die 40 Leute aus meiner Notunterkunft protestierten, aber die Polizei kam und sagte, sie würde uns festnehmen, wenn wir nicht gingen. Sie haben uns nicht geschlagen, aber sie drückten und schoben uns raus. Wir konnten nicht bleiben und nach und nach sah man die anderen Männer am Bahnhof. Dort schliefen sie. Ich sah auf eine Karte und entschied, nach Deutschland zu fahren.

Nachts kam ich am Hamburger Hauptbahnhof an. Ich sah einen Schwarzen und fragte ihn, ob er hier Leute aus Ghana kenne, aber er verneinte. Im Winternotprogramm für Obdachlose konnte ich unterkommen, aber im Frühjahr wurde es geschlossen, obwohl es kalt war und regnete. Mittlerweile habe ich viele Flüchtlinge aus Libyen hier in Hamburg getroffen. Wir schliefen unter Brücken, in Parks und vor Ladeneingängen. Die Polizei kam und schickte uns immer wieder von unseren Schlafplätzen weg. Wir hatten den Eindruck, niemand sollte mitbekommen, dass wir da sind.

Wir diskutierten viel und organisierten uns. Über 300 Leute sind hier, die ähnliche Probleme und eine gleiche Geschichte haben. Wir wollten zeigen, dass wir menschliche Wesen sind. Wir nennen uns „Lampedusa in Hamburg“, demonstrieren und haben ein Protest-Zelt am Hauptbahnhof aufgestellt. Wir haben nicht den Nato-Krieg in Libyen überlebt, um auf Hamburgs Straßen zu sterben – das ist einer unserer Slogans. Wir haben viel durchgemacht, wir sind Kriegsflüchtlinge und wir möchten, dass man das anerkennt. Wir haben nicht vor, Hamburg zu zerstören, wir sind keine Kriminellen. Wir wollen dem Land helfen und möchten, dass man uns hier leben lässt. Wir wollen endlich zur Ruhe kommen. Alle haben verschiedene Ziele, viele möchten in ihren Berufen arbeiten, Deutsch lernen, andere wollen zur Schule und oder eine Ausbildung machen, manche von uns sind erst 20 Jahre alt. Die Hamburger Behörden wollen uns loswerden. Nun werden wir sehen, wie sie sich entscheiden werden.

<http://lampedusa-in-hamburg.tk/>

(* Name von der Redaktion geändert)

Non-Citizen: „Wir haben keine Zeit mehr zu warten“





Spätestens seit dem Hunger- und Durststreik auf dem Münchener Rindermarkt ist der Protest der Flüchtlinge vielen ein Begriff. Dieser Aktion ist eine zwei Jahre andauernde Protestbewegung vorausgegangen. Matthias Weinzierl sprach mit Maria Abens, einer involvierten Aktivistin, über neue Protestformen und Konzepte und den Umbruch in der Flüchtlingsszene.



Maria, du hast die Flüchtlingsproteste seit dem Protestmarsch nach Berlin im Frühjahr 2012 begleitet. Wagst du dich für uns an eine Chronologie der wichtigsten Ereignisse dieses lange andauernden Protests?

Die gesamte Protestbewegung wurde durch die tragische Selbsttötung des iranischen Asylbewerbers Mohamed Rahsepar ausgelöst, der sich in Würzburg in seinem Zimmer erhängt hatte. Seine schockierten Freunde haben sich daraufhin zusammengetan und begonnen darüber zu reden, was jetzt zu tun wäre. Alle waren mit der Situation in dem Würzburger Lager sehr unzufrieden. Als erste Aktion organisierten sie ein Protestzelt in der Würzburger Innenstadt über mehrere Wochen. Dort gab es bereits einen Hungerstreik, am Schluss haben sich Einzelne ihre Mäuler zugenäht. Ihre damit verbundene Aussage: Es ist alles gesagt. Dieser Hungerstreik war teilweise erfolgreich. Einige der Protestierenden erhielten Aufenthaltstitel, andere nicht.

Wie ging der Protest weiter?

Es folgten Protestzelte in verschiedenen Städten und später entstand daraus wiederum die Idee mit einem Protestmarsch zu Fuß nach Berlin zu laufen, um damit die drei

zentralen Forderungen – nämlich die Abschaffung der Residenz- und der Lagerpflicht sowie der Stopp aller Abschiebungen – an die Bundesregierung und in die Öffentlichkeit zu tragen.

Die Idee wurde Realität und es kam zu einem Protestmarsch nach Berlin. Von welchen Aktivitäten wurde dieser Marsch begleitet?

Es gab viele Aktionen auf dem Weg nach Berlin, das sind ja immerhin 600 Kilometer, meist in Form von Demonstrationen. In Berlin wurde dann über einen sehr langen Zeitraum ein Protestcamp errichtet, das von extrem harten Repressionen begleitet wurde.

Wie äußerte sich diese Repression?

Den Protestierenden wurden zum Beispiel die Schlaf- und Rucksäcke weggenommen. Doch sie ließen sich nicht einschüchtern und blieben widerständig auf der Straße während des gesamten krass kalten Winters.

Welche Aktionen folgten in Berlin?

Die nigerianische Botschaft wurde besetzt und es gab eine Aktion vor der iranischen Botschaft, bei der eine iranische Flagge verbrannt wurde. Da laufen auch immer noch Prozesse.

Später hat sich der Protest dann geteilt. Es gab dann zwei unterschiedliche Protestcamps. Was führte zu dieser Spaltung?

In Berlin stellte sich heraus, dass mit der Protestbewegung ganz unterschiedliche Vorstellungen verbunden waren, was erreicht werden sollte. Auf der einen Seite wollten die betroffenen Asylbewerberinnen und Asylbewerber ihre akute Lebenssituation ändern. Auf der anderen Seite sahen einige Unterstützungsgruppen in der Lagerunterbringung vorrangig ein Rassismusproblem, gegen das es zu kämpfen galt. Die Meinungen gingen da sehr stark auseinander. Zudem wurden auch Diskurse in den Protest hereingetragen, die weniger mit den Problemen der Geflüchteten, sondern mehr mit der linken Szene in Deutschland und speziell der in Berlin zu tun hatten.

Was hat dann letztendlich zur Spaltung der Protestbewegung geführt?

Da war so ein Punkt der Stagnation in Berlin. Es ging einfach nichts mehr weiter. Eine kleinere Gruppe von Geflüchteten, sonderte sich deshalb ab, um den Protest radikaler weiter zu führen. Am Oranienplatz verblieb die größere Gruppe mit vielen Unterstützern



Fotos: FlickrR, Körnerfresser

und Unterstützerinnen, die weiterhin auf der Straße ihre Forderungen darstellt. Bis heute sind da immer noch Leute. Das ist jetzt so eine Art Zeltplatz. Von dort aus passiert nicht mehr so wahn-sinnig viel und dann gibt es noch die Schule, in der Leute unterkom-men, die zum Teil keine politi-schen Forderungen stellen. Und die Gruppe, die sich abgespalten hatte, hat versucht den Protest auf eine andere Ebene zu heben.

Was hat es mit der Schule auf sich?

Das ist eine leerstehende Berliner Schule, die besetzt wurde, um Übernachtungsmög-lichkeiten für Aktivisten und Aktivistinnen und Protestierende während dieser harten Phase im Winter zu schaffen. Das betraf vor allem Familien, ältere Leute, die einfach nicht mehr auf der Straße übernachten konnten, weil es einfach viel zu kalt war.

Wie ging es weiter?

Die Protestbewegung weitete sich mittlerweile aus und es entstanden Kontakte in verschiedene andere europäische Länder. Eine Gruppe von Protestierenden wollte sogar nach Brüssel ziehen, scheiterte aber. Nach der Stagnation von

Berlin wurde wieder angefangen, die Betroffenen in den Lagern für den Protest zu mobilisieren. Und so entstand letztendlich die Idee, erneut Protestzelte in Bayern in verschiedenen Städten zu errich-ten. Während dieses vierwöchigen Protests wurde zur Demonstration am 22. Juni in München und für den Hungerstreik mobilisiert.

„Der Entschluss zur Beteiligung an einer Protestaktion hat eine andere Bedeutung, wenn man selbst betroffen ist.“

Zuvor gab es aber noch eine Konferenz im Frühjahr.

Die dreitägige Konferenz in München war der Versuch die Frustrationen und Fehler der gesamten Protestbewegung aufzuarbeiten und gleichzeitig zu diskutieren, wie es weitergehen kann. Auf der Konferenz wurden die Erfahrungen von Berlin thematisiert und das Non-Citizen/Citizen-Konzept vorgestellt.

Worum geht es bei diesem Konzept?

Das Konzept NonCitizen/Citizen war die Reaktion der Protestieren-den auf die ständigen Versuche von unterstützenden Gruppen, die Protestbewegung zu beeinflussen. Diese Versuche hatten schwerwie-gende Folgen, auch zum Beispiel auf die Finanzen. Das Non-

Citizen/Citizen-Konzept meint: Die Betroffenen sind die Einzigen, die in der Lage dazu sind, für sich Entscheidungen zu treffen. Ein Beispiel: Wenn eine Protestform gewählt wird, dann gibt es verschiedene Beweggründe, sich daran zu beteiligen. Aber die Beteiligung an einem Protest kann ganz unterschiedliche Konsequenzen nach sich ziehen. Für Asylbewer-berinnen und Asylbewerber verursachen die meisten der Proteste, wenn sie in einer gewissen Radikalität durchgeführt werden, eine deutliche Bedrohung zum Beispiel in Form einer Abschiebung. Der Entschluss zur Beteiligung an einer Protestaktion hat eine andere Bedeutung, wenn man selbst betroffen ist. Weil man sich potentiell einer größeren Gefahr aussetzt. Weil man abgeschoben werden und sein Leben dadurch verlieren könnte. Deshalb werden andere Entschei-dungen getroffen, als bei unter-

Impressionen vom Rindermarkt: Auftaktdemo, Räumung, Supporter, Non-Citizen-Plenum

Maria Abens
ist Aktivistin in der
Flüchtlingsszene
und begleitet die
Protestbewegung seit
zwei Jahren.

*stützenden Gruppen, die mit
anderen Konsequenzen rechnen
können.*

Die strikte Trennung ist demnach
eine Folge aus den Erfahrungen in
Berlin, wo zumeist linke Gruppen
vor Ort sich den Protest in gewisser
Weise angeeignet haben?

*Auf jeden Fall, das Konzept gab es
vor Berlin noch überhaupt nicht.
Es ist erst entwickelt worden
aufgrund der Probleme, die dort
aufgetreten sind. Ziel des Konzep-
tes ist es, dass die zentralen
Funktionen in einer solchen
Protestbewegung bei den Protestie-
renden bleiben.*

Welche Auswirkungen hat das
Konzept auf die konkrete Zu-
sammenarbeit?

*Das Konzept bedeutet, dass die
Protestformen nur von den Betroffe-*

**„Der Unterstützerkodex besagt:
Nicht mit der Presse sprechen!
Nicht mit der Polizei sprechen!“**

*nen ausgewählt, die Hintergründe
nur von ihnen diskutiert werden
und an den entscheidenden Plena
ausschließlich Betroffene beteiligt
sind. Alle anderen am Protest
Beteiligten haben da keine Entschei-
dungen mit zu treffen. In der Praxis
können Unterstützer und Unter-
stützerinnen jedoch auch Kritik
üben.*

Ist es nicht frustrierend, wenn man
bei der Entscheidungsfindung
ausgeschlossen wird und auf eine
reine Unterstützerrolle reduziert
wird?

*Da gibt es verschiedene Ebenen. Das
eine ist, dass Erfahrungen von
vorausgegangenen Aktionen nicht
mehr in die Entscheidungsfindung
einbezogen werden. Es gibt zwar
Kritik, aber die hat keinen entschei-
denden Einfluss. Das bedeutet für
mich persönlich ein sehr hohes Maß
an Verantwortung, denn ich muss
mir immer ganz genau überlegen,
ob ich die von den Betroffenen
getroffene Entscheidung mittragen
und unterstützen möchte oder nicht.
Das finde ich einen ganz wichtigen
Aspekt, weil diese Entscheidung mir
immer offen steht. Das bedeutet eben
auch, dass man in seiner eigenen
politischen Handlungsfähigkeit
eingeschränkt ist. Man muss also
immer mitdenken ohne dabei
einbezogen zu sein.*

Beim Hungerstreik am Rindermarkt
konnte man den Eindruck gewin-
nen, dass es unter den Unterstüt-
zern und Unterstützerinnen einen
kleinen Personenkreis gab, der eine
Sonderrolle einnahm. Obwohl
selbst nicht betroffen, übernahm
dieser Kreis fast schon eine
Sprecherfunktion, hielt zum
Beispiel Interessierte und Hilfsange-
bote auf Abstand und gab sich als
Verbindungsglied zur Gruppe der
Non-Citizens zu erkennen. Wie ist
das einzuordnen?

*Aus meiner Sicht begleiten die
meisten aus diesem engen Kreis
den Protest schon lange. Sie haben
sich daher auch schon länger mit
der Debatte auseinandergesetzt,
die zum Non-Citizen/Citizen-
Konzept führte. Der von ihnen mit
getragene Unterstützerkodex
besagt: Nicht mit der Presse
sprechen! Nicht mit der Polizei
sprechen!*

Die Gruppe der Non-Citizens ist nicht
homogen. Könntest du Dir ein Bild
machen, wie innerhalb der Non-
Citizens die Entscheidungsfindung
abläuft und wie das Miteinander
funktioniert?

*Die Entscheidungsfindungspro-
zesse sind basisdemokratisch
organisiert, trotzdem gibt es auch
hier Hierarchien. Aber Entschei-
dungen werden nicht durch das
Mehrheitsprinzip getroffen,
sondern im Konsens.*

Wie ist das Verhältnis von den
Protestierenden zu den etablierten
Flüchtlingsrechtsorganisationen
und selbstorganisierten Flücht-
lingsgruppen?

*Das kann man nicht einheitlich
beantworten. Es gibt vor allem
Vorbehalte gegen viele große
Organisationen – das hat vor
allem damit zu tun, dass die
Betroffenen sagen, wir haben
einfach nicht die Zeit so lange zu
warten, dass sich über Jahrzehnte
Veränderungen einstellen.
Flüchtlingsorganisationen haben
die durchaus und praktizieren das
auch so. Keine Flüchtlingsorgani-
sation geht diese radikalen Schritte
um Änderungen sofort herbeizu-
führen. Das ist ein großer Unter-
schied, die Betroffenheit ist eine
ganz andere und dadurch
entstehen Vorbehalte. Dazu gibt es
Vorbehalte aufgrund von Erfah-
rungen. Flüchtlingsorganisationen
haben gewählte Protestformen oft
im Vorfeld schlecht geredet oder es
wurde tatsächlich versucht, sie zu
verhindern. Da hat die Protestbe-
wegung keine Lust drauf und diese
Entscheidung wollen sie sich nicht
nehmen lassen. Meiner Ansicht
nach ist das ein Prozess, der für
die Szene der Flüchtlingsunterstüt-
zerinnen und -unterstützer extrem
wichtig ist und der immer noch
läuft. Keine Organisation ist an
einem vollendeten Endpunkt, aber*

der Prozess ist durch die Protestbewegung extrem vorangebracht worden, worin ich einen ganz großen Vorteil sehe.

Der Erfolg gibt in dem Fall auch ein wenig Recht. Was in der dramatischen Woche vom Rindermarkt an Medienecho und an Reaktionen hervorgerufen wurde, das lässt uns erblassen verglichen mit dem, was die konventionelle Flüchtlingsarbeit in den letzten Jahren so erreicht hat. Wie ist deine Einschätzung – wie werden die Proteste weitergehen?

Viele der am Protest am *Rindermarkt Beteiligten werden weiter politisch aktiv sein, auch wenn die Stadt München und die Staatsregierung versuchen, sie zu spalten. Das wird nicht klappen. Sie werden weiter protestieren und radikal für ihre Ziele eintreten, das steht außer Frage. Anderen Flüchtlingsorganisationen bleibt von der Protestbewegung Einiges zu lernen. Ich denke, da wird sich auch auf dieser Basis Vieles weiter entwickeln. Die Hoffnung ist, dass eine Annäherung klappt und es gemeinsam gelingen kann, wirklich klare und große Ziele umzusetzen.*

iz3w ► Zeitschrift zwischen Nord und Süd



338

iz3w ◀

Fairer Handel
Kaufend schreiten wir voran

Außerdem: ► Filme aus Nord- und Südafrika
► Proteste in der Türkei ► Vergangenheit in Guatemala ...

52 Seiten, Einzelpreis €5,30

auch als PDF-Download

iz3w ► Telefon (0049)+761-740 03
info@iz3w.org · www.iz3w.org

STADTISCHES HUNDEBILD
AKTIVISMUS · HUNDEBILD
BILDPOLITIK · UTOPIE DER HANGEL
NOMIEN · KREATIVE BOURGEOISIE
HIPPIES? · KREATIVE BOURGEOISIE
TIONAL · KREATIVE BOURGEOISIE
ANGNIS · KREATIVE BOURGEOISIE
LOB DER · KREATIVE BOURGEOISIE
LLS · ITAL · KREATIVE BOURGEOISIE
IPATION · KREATIVE BOURGEOISIE
TERNISCH · KREATIVE BOURGEOISIE
UND ZW · KREATIVE BOURGEOISIE
KISCHE HEAD · KREATIVE BOURGEOISIE
OSTKOLONIALES · KREATIVE BOURGEOISIE
EMOTIONS · KREATIVE BOURGEOISIE
LAUBERUNG · KREATIVE BOURGEOISIE
BILD · KREATIVE BOURGEOISIE
HÄNGEL · KREATIVE BOURGEOISIE
UNG · SLUMALIS · KREATIVE BOURGEOISIE
UND NORMALIS · KREATIVE BOURGEOISIE
VERDRÄNGTE · KREATIVE BOURGEOISIE
AKADEMISIERUNG · KREATIVE BOURGEOISIE
HEUTE · KREATIVE BOURGEOISIE
QUEERE · KREATIVE BOURGEOISIE
MSFORSCHUNG · KREATIVE BOURGEOISIE
UNGS · KREATIVE BOURGEOISIE
HEADBANGER · KREATIVE BOURGEOISIE
KOLONIALES · KREATIVE BOURGEOISIE
STADTISCHES · KREATIVE BOURGEOISIE
BILD · KREATIVE BOURGEOISIE

MALMOE

**GUTE SEITEN
SCHLECHTE ZEITEN**

START-ABO €15
www.malmoe.org/abo



Zwischen Nazi-Peepshow und Lichtbild-Slapstick

Verstörende Beobachtungen und Schlaglichter aus dem NSU-Prozess. Von Friedrich Burschel

Der Kontrast zwischen den beklemmenden Bildern spiegelt noch einmal die gesamte prekäre Aufmerksamkeitsökonomie im NSU-Prozess wider: Exponiert stets die Hauptangeklagte Beate Zschäpe. Das gerichtstägliche Ritual, wenn sie hereingeführt wird, gleicht einem kurzen Tanz oder ein paar Trippelschritten auf einem Laufsteg. Die Apparate der anwesenden Pool-Photographen klicken dazu hektisch. Täglich folgt die kollektive Bewertung des Outfits der rätselhaften, ungerührt heiteren und offenbar mit ihrer Rolle kokettierenden Frau, die für viele geradezu ein „Faszinosum“ zu sein scheint. „Telekom-Magenta“, flüsterte ein Sitznachbar auf der Journalisten-Tribüne kürzlich, als die Angeklagte in knalligem Hemd wieder mit schwungvoller Drehung der klickenden „Öffentlichkeit“ den kalten Rücken zeigte. Auch die langen Haare Zschäpes werden beim Ausbildungsfriseur in der Stadelheimer Haftanstalt aufgehübscht – an jenem Tag tatsächlich ebenfalls getönt in jenem Glanz der Markenfarbe.

Obwohl man dieses groteske Prozedere nach bald drei Monaten gründlich satt hat, bleibt es einer umfassenden Prozessbegleitung und -beobachtung nicht erspart, auch diesen Aspekt wahrzunehmen und Entwicklungen sowie Wendungen im Verhalten aller fünf Angeklagten aufzuzeichnen. Auch wenn manche unterdessen schon von „Nazi-Wochenschau“ sprechen oder – zumal nach der Veröffentlichung eines Liebesbriefes aus ihrer Feder – von einer „Zschäpe-Peepshow“ oder von einer „Hofberichterstattung für die rechte Szene“.

Im Zentrum stehen, das liegt in der Natur des Strafverfahrens, die Angeklagten. Und das sind nun mal Nazis. Ihr Verhalten wird auch für den Ausgang des Verfahrens, den Schuldspruch und die konkrete Strafzumessung mitentscheidend sein. Wer hätte zum Beispiel erwartet, dass der als Kronzeuge aussagende, schwule Naziszenen-Aussteiger Carsten Schultze unter Tränen sein Mitwissen an einem weiteren Sprengstoff-

anschlag preisgeben würde? 1999 explodierte in Nürnberg eine präparierte Taschenlampe in den Händen einer Reinigungskraft und verletzte diese schwer. Trotz Überprüfung möglicher weiterer Verbrechen nach Festnahme der NSU-Verdächtigen war dieser frühe Anschlag – den die Nürnberger Polizei bezeichnenderweise damals ebenfalls im „Drogenmilieu“ verortete – den Staatsanwaltschaften wieder nicht aufgefallen.

Beklemmende Leichenschau

Und dann die anderen Bilder: Ende Juni 2013 wurden vor Gericht verschiedene Versionen des NSU-Bekennervideos gezeigt, welche Beate Zschäpe nach dem Ende der Z0wickauer Zelle noch verschickt hatte, ehe sie sich der Polizei selbst stellte. Die infamen Trickfilmmontagen mit der Comic-Figur Paulchen Panther, der als eine Art Conférencier mit höhnischen Texten und perfidem Spaß durch die Mordserie führt, sind ein Dokument beklemmenden Grauens. Mit Tatort-Fotos werden die zehn Mordopfer darin höhnisch verspottet und einer Schaulust bloßstellt.

Auf beide Seiten des Gerichtssaales werden anderentags die toten Körper des Blumenhändlers Enver Şimşek, des Änderungsschneiders Abdurrahim Özüdoğru und des Gemüsehändlers Habil Kılıç auf die Wandflächen projiziert. Zwei der von den NSU-Mördern angeschossenen Männer lebten noch als die Rettungskräfte eintrafen, die an den Sterbenden Wiederbelebungs- und Rettungsmaßnahmen versuchten und das sprichwörtliche Blutbad zu einem infernalischen Bild vom gewaltsamen Tod verschmierten. Und jetzt blicken fast 200 Augenpaare auf die geschändeten Körper der Hingerichteten, in die durchbohrten und vom Blut aufgeschwemmten Gesichter, um die Einschusswinkel der Projektilen in Augenschein zu nehmen. Noch einmal werden sie dem schamlosen Blick dessen präsentiert, was in der

Rechtsordnung Öffentlichkeit heißt. Nach allem, was ihnen post mortem und ihren Familien schon widerfahren und zugemutet worden ist.

Unvorstellbar, was diese Bilder bei den anwesenden Angehörigen der von Nazis umgebrachten Männer Enver Şimşek, Abdurrahim Özüdoğru, Süleyman Taşköprü, Habil Kılıç, Yunus Turgut, İsmail Yaşar, Theodoros Boulgarides, Mehmet Kubaşık, Halit Yozgat und der einen Frau, der Polizistin Michèle Kieseewetter, auslösen mögen. Viele von ihnen sind gar nicht oder nicht mehr regelmäßig im Gerichtssaal anwesend, vermutlich, um sich diesem Grauen – zumal in Anwesenheit der unbeeindruckt scheinenden, wahrscheinlichen Mittäterin – nicht aussetzen zu müssen. Nach allem, was sie und ihre Familien schon durchlitten haben.

Renitentes „Opfer“

Ein Bild von Unbeholfenheit gab dann auch der Vorsitzende Richter Manfred Götzl ab, als die erste Opferangehörige, die Witwe Pinar Kılıç, in den Zeugenstand tritt. Diese Szenen machen deutlich, welcher Umgang mit diesem immensen Leid im Verfahren vorgesehen und gewollt ist. Frau Kılıç, die 1977 nach Deutschland eingewandert ist, ehe der Ehemann ihr einige Jahre später folgen konnte, spricht nur gebrochen Deutsch. Sie ist vom Geschehen gezeichnet, präsentiert sich aber nicht als das Opfer, als das sie Gehör finden soll. Sie ist renitent, als der Richter sie auffordert zu schildern, wie es nach der Tat für sie und ihre Tochter gewesen sei: „Wie kann das sein? Können sie sich das nicht überlegen? Wie über uns geredet wird? Wie schlecht geredet wird? Wie man uns behandelt hat...“ Und erstmals konfrontiert sie Beate Zschäpe selbst mit den ihr vorgeworfenen Taten, indem sie – auf sie deutend – fragt: „Wie soll ich das hier der Frau erklären? Jahrelang bin ich verdächtigt worden; jahrelang bin ich herumgeschoben worden. Wir mussten das ganze Blutbad selber sauber machen; wie kommt das ganze Blut in die ganze Wohnung?“

Manfred Götzl bohrt ungewohnt unsensibel nach, vielleicht auch genervt von den Verständigungsschwierigkeiten und herrscht die Zeugin an: „Wenn ich sie hier höflich etwas frage, erwarte ich auch eine höfliche Antwort!“ Frau Kılıç lässt sich davon nicht beeindrucken und weigert sich hartnäckig, etwas zu den psychischen Folgeschäden des Mordes an ihrem Mann zu offenbaren: „Fragen sie meinen Anwalt und meinen Arzt“, insistiert sie, die ihr Leid nicht vor der ungerührten, potentiellen Täterin ausbreiten will.

Wohl aber, wie sie vom Freundeskreis geschnitten wurde, wie die soziale Umgebung sich zurückzog von ihr und ihrer Tochter, weil ihr erschossener Mann über Jahre der kriminellen Machenschaften verdächtigt wurde. Man kann sich vorstellen, wie sich hinter vorgehaltener Hand die stigmatisierende Wirkung der polizeilichen Ermittlungen entfaltete, nach dem Motto: „Da wird schon was dran sein, wenn die Polizei da so hinterher ist...“

Keine Selbstzweifel

Einer dieser Mordermittler, der prominente Kriminaler und nachmalige Chef der Mordkommission München, Josef Wilfling, hatte kurz vor Frau Kılıç als Zeuge ausgesagt. Der Mann ist eine Legende, er hat an der Aufklärung der Morde an Walter Sedlmayr und Rudolph Moshhammer mitgewirkt und über Mord und Mörder Bücher geschrieben. Mit dem Sound seiner Stentorstimme weht einen das Bayern der 1970er und -80er Jahre unter Franz Josef Strauß an. Dem Mann hier sind Selbstzweifel – zumal im Kontext mit den Münchener NSU-Morden – offenbar fremd. Kritikerinnen und Kritiker herrscht er schon einmal an: „Man darf doch nicht den Fehler machen, mit dem Wissen von heute auf damals zu schließen!“

Es habe nur Spuren und Anzeichen für eine Serie im Bereich der organisierten Kriminalität gegeben, die kurdische PKK, die Grauen Wölfe vielleicht oder die türkische Drogenmafia: „Jetzt soll man bitte nicht so tun, als gäbe es keine türkische Drogenmafia“, trumpft Wilfling auf. Hatte Kılıç Schulden, war er da in etwas hineingeraten, habe man sich gefragt. Und welchen Zusammenhang könnte es zu den Verbrechen in Nürnberg an Şimşek und Özüdoğru geben, die mit derselben Waffe verübt worden waren?

Es kommt an diesem Tag zu lautstarken Wortgefechten. Dabei geht es immer und immer wieder um die Frage, wieso niemand, wirklich niemand auf Nazis gekommen war. Statt den beiden Radfahrern hinterherzufahnden, folgten die Ermittlerinnen und Ermittler den rassistischen Beschreibungen eines „dunkelhäutigen“ Täters, der vor dem Laden in einen „schwarzen Mercedes“ gesprungen und mit quietschenden Reifen davongerast sei. Wilfling ließ seinerzeit nach einem „Mulatten“ suchen. Später stellte sich heraus, dass diese Geschichte von einer Nachbarin frei erfunden war.

Die beiden NSU-Killer Mundlos und Böhnhardt konnten nach der „professionellen Hinrichtung“ und



Foto: Friedrich Burschel

einem „Fangschuss“ auf Kılıç – so die Worte Wilflings, zweiteres der Jägersprache entlehnt – in aller Ruhe den Tatort über die Hinterhöfe des Ladens in München-Ramersdorf verlassen und sich aus dem Staub machen. Berühmt geworden ist Wilfling mit seinem Satz, den er in diesem Zusammenhang vor dem NSU-Ausschuss des Bayerischen Landtags prägte: „Haben Sie schon mal einen Nazi auf dem Fahrrad gesehen?“

Niemand wollte und will behördlicherseits offenbar wissen, wie ausgerechnet Kılıç ins Visier der Nazis geraten konnte und welche Unterstützung die Mörder dabei womöglich in der starken und gewalttätigen Münchener Szene erhalten haben. Und welche Nürnberger Kreise halfen dem NSU, seine Mordanschläge dort vorzubereiten und auszuführen? Als es für Wilfling eng und brenzlich wird in der Befragung durch die Nebenklage, grätscht die Bundesanwaltschaft für ihn ins Geschehen und mahnt – zum wiederholten Mal – an, sich auf die vorgeworfenen Taten und nicht auf polizeiliche Versäumnisse und Ermittlungsfehler zu konzentrieren. Diese täten nichts zur Sache.

Tatwaffen-Memory

Um Bilder ging es auch Anfang Juli 2013, allerdings eher um ein Art groteskes Tatwaffen-Memory. Einmal mehr standen Professionalität und Integrität der Ermittlungsarbeit von Polizei und Staatsanwaltschaft infrage. Kurz nach ihren Festnahmen Ende 2011/Anfang 2012 legten die Vernehmungsbeamten den beiden heute Angeklagten Holger Gerlach und Carsten Schultze teils Lichtbilder, teils echte Waffen vor. Sie wollten herausbekommen, welche Waffen von wem und wann transportiert wurden und wie sie in die Hände der mutmaßlichen NSU-Mörder gerieten.

Was sich im Laufe des Verhandlungstages vorne am Richtertisch abspielte, glich indes eher einer Slapstick-Nummer voller turbulenter Einlagen und tollpatschiger Szenen. Zunächst konnte der Beschuldigte Schultze ausschließen, dass die ihm am heutigen Tag vorliegenden Bilder dieselben seien, die ihm seinerzeit gezeigt worden waren. „Das waren so sehr schlechte Schwarzweiß-Kopien“, sagte er, die gestochen scharfen Farbkopien von Pistolen vor sich betrachtend. Er habe dann bei einigen Waffen, die ihm ähnlich der späteren Tatwaffe „Ceska 83“ erschienen, die er 1999 oder 2000 an den NSU nach Chemnitz geliefert hatte, gedeutet und gemeint, das könne „so grob die Richtung sein“.

Nicht wirklich klären ließ sich auch, ob dem Beschuldigten bei seinen verschiedenen Vernehmungen eine Wahllichtbildmappe mit völlig verschiedenen Waffen vorgelegt worden war. Oder handelte es sich ausschließlich um Waffentypen aus dem NSU-Komplex? Letzteres könnte dann durchaus auf einen fragwürdigen Vorgang hinweisen. Schultze meinte, er habe sich bei seinen Ungefähr-Identifikationen lediglich am Vorhandensein eines Schalldämpfergewindes am Lauf orientiert. Ihm sei im Übrigen der Begriff „Ceska“, also der Name jener Tatwaffe, mit der neun Morde begangen worden sind, nicht geläufig gewesen. Nebenklagevertreter Alexander Hoffmann verlieh seiner Verwunderung über diese Aussage Ausdruck, zumal doch auf Schultzes privatem Rechner eine Blaupause einer „Ceska“ gefunden worden war.

Ohne Lesebrille im Zeugenstand

Ein ziemlich trotteler Kriminalbeamter konnte als Zeuge dann noch toppen, was der Vormittag mit Schultze geboten hatte. Es ging nun um den Angeklagten Holger Gerlach, dem ebenfalls mehrfach Waffen vorgelegt worden waren. Da Gerlach bislang keine Aussagen macht vor Gericht (außer zur Person und einer Erklärung zu Prozessbeginn), musste nun dieser Polizist aussagen, wie das mit Gerlach und den Waffen gelaufen ist.

Ein Fiasko. Eine Plastikwanne mit den Waffen wurde hereingetragen, welche Gerlach nach seiner Verhaftung zur Identifizierung vorgelegt worden waren – darunter merkwürdigerweise auch Langwaffen wie ein Maschinengewehr und eine Maschinenpistole. Der Polizeizeuge konnte jedoch selbst nicht mehr recht rekonstruieren, welche Waffen Gerlach wann vorgelegt worden waren. Zudem hatte er seine Lesebrille vergessen und konnte nun also die kleinen Zettelchen an den Waffen nicht entziffern. Das stellte sich dann jedoch ohnehin als obsolet heraus, denn es wurde klar, dass dem Beschuldigten seinerzeit Vergleichswaffen aus der „Vergleichswaffensammlung des BKA“ vorgelegt worden waren. Die Originalwaffen wiesen ohnehin starke Brandspuren auf, da sie sich im letzten NSU-Unterschlupf in Zwickau befanden, als mutmaßlich Beate Zschäpe diesen zur Explosion brachte.

Die Waffen jedoch, die Gerlach vorgelegt worden waren, waren lediglich „baugleiche“ Waffen und hätten nicht mal farblich oder von der „Brünierung“ (matte oder glänzende Schutzbeschichtung) her mit

den Originalwaffen übereingestimmt haben müssen, räumte der polizeiliche Zeuge ein. Auch wisse er nicht, ob die heute im Gerichtssaal vorliegenden Waffen mit denen identisch seien, die Gerlach vorgelegt worden waren, oder ob es sich auch hier wieder nur um baugleiche Entsprechungen zu den damals vorgelegten handelte; also die ersatzweise Vorlage von Ersatzwaffen zur Identifizierung von versehrten Originalwaffen, mit denen echten Menschen ins Gesicht geschossen wurde.

Auch der Versuch der Bundesanwaltschaft, die verwirrenden Listen, Nummern, Bilder, Kopien und Vorlagen, sowie die Art und Weise der Vorlagen für nachvollziehbar zu erklären, vermochte es nicht, den schalen Nachgeschmack dieser Kriminalkomödie abzuschwächen. Für die Überführung der Angeklagten könnte dieses Waffenvorlagedesaster durchaus folgens schwer sein, wenn nicht eindeutig nachgewiesen werden kann, welche Waffe sie denn nun tatsächlich überbracht haben.

Lückenlose Aufklärung

Angeichts einer unüberschaubaren Fülle solcher fragwürdigen Episoden aus dem NSU-Stadl bleibt also zu hoffen, dass die fast 50-köpfige Nebenklage-Vertretung weiter bohrende Fragen nach Hintergründen, Zusammenhängen und staatlichem Agieren stellt. Mit Unterstützung einer kritischen und unabhängigen Presse, die nicht noch weiter dem „Nazi-Peeping“ verfällt, könnte dafür gesorgt werden, dass den zum Teil bereits verblüffend weitgehenden Erkenntnissen der Untersuchungsausschüsse weitere erhellende Ergebnisse und Enthüllungen aus dem Prozess hinzugefügt werden können.

Dass es sich nicht um eine winzige Drei-Personen-Zelle, gemäß einer „Einzeltäterthese à trois“ gehandelt haben kann, der eine Handvoll Helfender zur Seite gestanden hat, dürfte inzwischen selbst Skeptikerinnen und Skeptikern klar sein. Welche Nazi-Netzwerke hier im Hintergrund agierten und wie viel Staat – etwa über fragwürdige V-Leute – darin verwoben war, gehört zur „lückenlosen Aufklärung“ (Angela Merkel) zweifellos dazu.<

Friedrich Burschel
ist freier Journalist
und Mitarbeiter der
Rosa Luxemburg
Stiftung in Berlin.
Für Radio Lotte
Weimar beobachtet
er den NSU-Prozess
vor dem OLG
München. Sämtliche
Beiträge finden sich
auf dem Blog
<http://antifra.blog.rosalux.de/>.



Ehe nur zum Schein?

In ihrem Buch „Schein oder Nicht Schein“ setzt sich die Politikwissenschaftlerin Irene Messinger mit sogenannten Scheinehen auseinander und beleuchtet in ihrer inzwischen mehrfach ausgezeichneten Arbeit einen bedeutenden Aspekt der Geschichte des institutionalisierten Rassismus in Österreich. Von Judith Goetz.

Irene Messinger
(2012), „Schein oder Nicht Schein. Konstruktion und Kriminalisierung von ‚Scheinehen‘ in Geschichte und Gegenwart“, Wien: Mandelbaum Verlag. ISBN: 978385476-618-6. 280 Seiten. 19,90 Euro.

Judith Goetz
ist Literatur- und Politikwissenschaftlerin und Mitglied der Forschungsgruppe Ideologien und Politiken der Ungleichheit (www.fipu.at).

Menschen heiraten seit geraumer Zeit, um durch die Ehe unterschiedliche Vorteile zu erlangen, wie beispielsweise in der NS-Zeit Schutz vor Verfolgung und einen leichteren Weg ins lebensrettende Exil oder gegenwärtig wegen steuerrechtlicher Begünstigungen. Sogenannte Schein- bzw. Aufenthaltsehen wurden aber seit der Novelle des Fremdenpolizeigesetzes 2005 in Österreich zum Straftatbestand. Dieser Bestand ist demnach für eine Person erfüllt, die heiratet, „[...] ohne ein gemeinsames Familienleben im Sinne des Art. 8 EMRK führen zu wollen und weiß oder wissen musste, dass sich der Fremde für die Erteilung oder Beibehaltung eines Aufenthaltstitels, für die Beibehaltung oder den Erwerb eines unionsrechtlichen Aufenthaltsrechts, für den Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft oder zur Hintanhaltung aufenthaltsbeendender Maßnahmen auf diese Ehe oder eingetragene Partnerschaft berufen will“ (Österreichisches Fremdenpolizeigesetz 2005, §117). Seit dieser Neuerung kann nicht nur der vermeintlich „fremde“ Part deswegen die Staatsbürgerschaft verlieren oder abgeschoben werden, sondern auch der „österreichische“ Part mit bis zu einem Jahr Gefängnis oder einer Geldstrafe bestraft werden, sollte sich der „Verdacht“ bestätigen.

Zur zunehmenden Kriminalisierung von vermeintlichen Scheinehen kam es in Österreich jedoch bereits seit den 1980ern. So sind es, wie Messinger aufzeigt, jährlich mehrere hundert sogenannte Aufenthaltsehen, die von behördlicher Seite verdächtigt und teilweise auch strafrechtlich belangt werden. Als Material für die profunde Analyse der aktuellen Situation dienen der Autorin, die selbst jahrelang Rechtsberatung in asyl- und fremdenrechtlichen Verfahren gegeben hat, Gerichtsakten, aber auch andere behördliche Dokumente wie Polizeiprotokolle sowie Interviews mit vermeintlichen Experten und Expertinnen der Fremdenrechtspolizei.

Messinger beleuchtet in ihrer sorgfältig recherchierten Publikation unter anderem die erschreckende Art und Weise, in der vor allem Standesämter mit der Polizei zusammenarbeiten und seit der genannten Novelle

sämtliche Ehen, die zwischen so genannten Drittstaatsangehörigen einerseits und Österreicherinnen andererseits geschlossen werden, weitergeben. Diese Informationen wiederum liefern die Basis für staatliche Eingriffe wie unangekündigte polizeiliche Kontrollen, die tief in die Privatsphäre der Betroffenen eindringen und mit detailreichen Befragungen und anderen Schikanen verbunden sind. Da in den Gesetzen nicht klar festgeschrieben steht, wie sich Ehen überhaupt kontrollieren lassen bzw. was genau eine „echte“ Ehe ausmacht, liegt es oft im Ermessen und den subjektiven Vorstellungen der jeweiligen Polizisten und Polizistinnen, bestimmte Ehen zu verdächtigen.

Eine zentrale geschlechterspezifische Erkenntnis Messingers ist dabei, dass obgleich beispielsweise mehr Männer Ehen mit „drittstaatsangehörigen“ (meist aus Asien stammenden) Frauen eingehen, Frauen mit österreichischer Staatsbürgerschaft, die eine Ehe mit einem aus einem afrikanischen Land stammenden Mann schließen, deutlich häufiger mit dem Verdacht einer Aufenthaltsehe konfrontiert werden. Darüber hinaus werden Frauen nicht nur häufiger verdächtigt, sondern auch 70% der von Gerichtsverfahren Betroffenen sowie 80% der Verurteilten sind weiblich.

Durch einen theoretisch wie auch methodisch sehr facettenreichen intersektionalen Blickwinkel gelingt es Messinger, sowohl aufzuzeigen, wie Ehen in dieser Gesellschaft mit unterschiedlichen Wertungen und Bewertungen verbunden sind, als auch, wie bestimmte Stereotype im fremdenrechtlichen Diskurs konstruiert und durch die Verdächtigungen und Verurteilungen ganz bestimmter Personengruppen auch reproduziert werden.<

Globale Impressionen – Stätten der Welt #1-#12

Wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, musste die Redaktion ein wenig kreativ werden. Aufgrund knapper Kassen wurden Kosten gespart und die Stätten der Welt auf einem Umkreis von fünfzehn Kilometern verortet. Mit Hilfe der halluzinoiden Kraft von Sonnenstichen und Zuckerschocks aus Bechern und Waffeln, wurde die Einbildungskraft geschärft, um München aus München herauszuimaginieren. Alle Bilder stammen aus München und Umgebung, die Bildunterschriften sind frei erfunden. Die meisten Bilder wurden bei einem kurzen Spaziergang von Andrea Huber aufgenommen. Vielen Dank dafür!



#1 Türkisches Konsulat
Nymphenburg
#2 Viehhof,
Isarvorstadt



#3 Umschlagplatz,
Riem



#4 Panzerwiese,
Hasenberg



#5 Viehhof,
Isarvorstadt



#6 Residenz,
Innenstadt
#7 Bahnhof,
Pasing



#8 Ostbahnhof,
Haidhausen



#9 Trottoir,
Glockenbach



#10 Kaufhaus,
Riem



#11 FKK-Weiher,
Pulling



#12 Reichenbachbrücke,
Innenstadt

Gemeint sind wir alle

Eine Antwort auf die Naziattacken in München. Von Agnes Andrae



Foto: Tollwood GmbH

Offiziell gestartet
Wurde die Kam-
pagne am 18. Juli
auf dem Tollwood.
Mit dabei (von links
nach rechts):
Malte Jelden
von den Münchner
Kammerspielen,
Hamado Dipama
vom Ausländerbeirat
München,
Christiane Stenzel
Tollwood GmbH,
David Süß
vom Club Harry
Klein und
Matthias Weinzierl
vom Bayerischen
Flüchtlingsrat

Im April und Mai dieses Jahres wurden mehrere Attacken durch Neonazis auf diverse Einrichtungen in München verübt. Die rassistisch motivierten Angriffe passierten vor dem Hintergrund des Prozesses gegen den NSU und seine Unterstützerinnen und Unterstützer. Die bayerische Neonazi-Szene zeigt dabei auf offene, aggressive und provokante Weise ihre Solidarität mit den Taten des NSU.

Der Bayerische Flüchtlingsrat wurde gleich dreimal Opfer dieser Attacken: Anfang April beklebten zwei Unbekannte das Schaufenster der Geschäftsstelle mit Aufklebern des „Freien Netz Süd“. Eine Woche später wurde eine Scheibe des Schaufensters eingeschlagen, genau an der Stelle, an der ein Plakat für die Demo gegen den NSU angebracht war. Nachdem die Scheibe wieder ersetzt war, wurden von Neonazis die Parolen „NS jetzt!“ und „Anti-Antifa“ eingeritzt. Beim Wohnprojekt „Ligsalz 8“ im Münchner Westend wurden ebenfalls die Fenster mit den selben Parolen verunstaltet und Scheiben eingeschlagen. Neonazis bewarfen zudem die Fassade mit Farbbeuteln. Die Anschläge richteten sich auch gegen das Büro des Kurt-Eisner-Vereins, bei dem ebenfalls die Scheiben eingeworfen wurden. Am EineWeltHaus konnten zweimal verummte Personen vertrieben werden.

Besonders provokant gingen die Neonazis bei der Kanzlei der Anwältin der Witwe eines Opfers des NSU vor: Sie beschmierten deren Eingangstür mit Fäkalien.

Die Anschläge gehen einher mit zunehmender rassistischer Stimmungsmache in Politik und Öffentlichkeit. Mit der Rede von „massenhafter Armutsmigration“, flankiert von der Mär von „integrationsunwilligen“ Migrantinnen und Migranten von Sarrazin, Buschkowsky und anderen, fühlt man sich schockierend an die Zustände der 1990er Jahre erinnert, als zahlreiche Anschläge auf Flüchtlingslager und Wohnhäuser von Migrantinnen und Migranten verübt wurden.

Um dem offenen und aggressiven Auftreten der Neonazis in der jüngsten Zeit und dem tagtäglichen Rassismus in Arbeit, Schule und auf der Straße etwas entgegen zu setzen, wurde in München unter von einem sehr breitem Bündnis die Kampagne GEMEINT SIND WIR ALLE! ins Leben gerufen. Die Kampagne steht ein für ein offenes und lebenswertes München ohne Gewalt, Angst und Einschüchterung. Ziel der Kampagne ist es, dass möglichst viele Cafés, Kneipen, Clubs, Kinos, Schulen und andere Einrichtungen sich der Kampagne anschließen und Farbe bekennen. Das heißt konkret: Den Aufruf der Kampagne mit zu zeichnen und mit Plakaten, Aufklebern oder einem Banner an der Eingangstür zu zeigen: **HIER IST KEIN PLATZ FÜR NAZIS UND RASSISMUS!**

Der Kampagne angeschlossen haben sich neben zahlreichen Einzelpersonen auch Clubs, wie das Harry Klein Einrichtungen, wie die Glockenbachwerkstatt, Theater wie die Kammerspiele und Verbände wie die GEW München.

Weitere Informationen, alle Unterstützerinnen und Unterstützer sowie die Möglichkeit, Infomaterial und Aufkleber zu bestellen, finden sich unter:
www.gemeint-sind-wir-alle.de

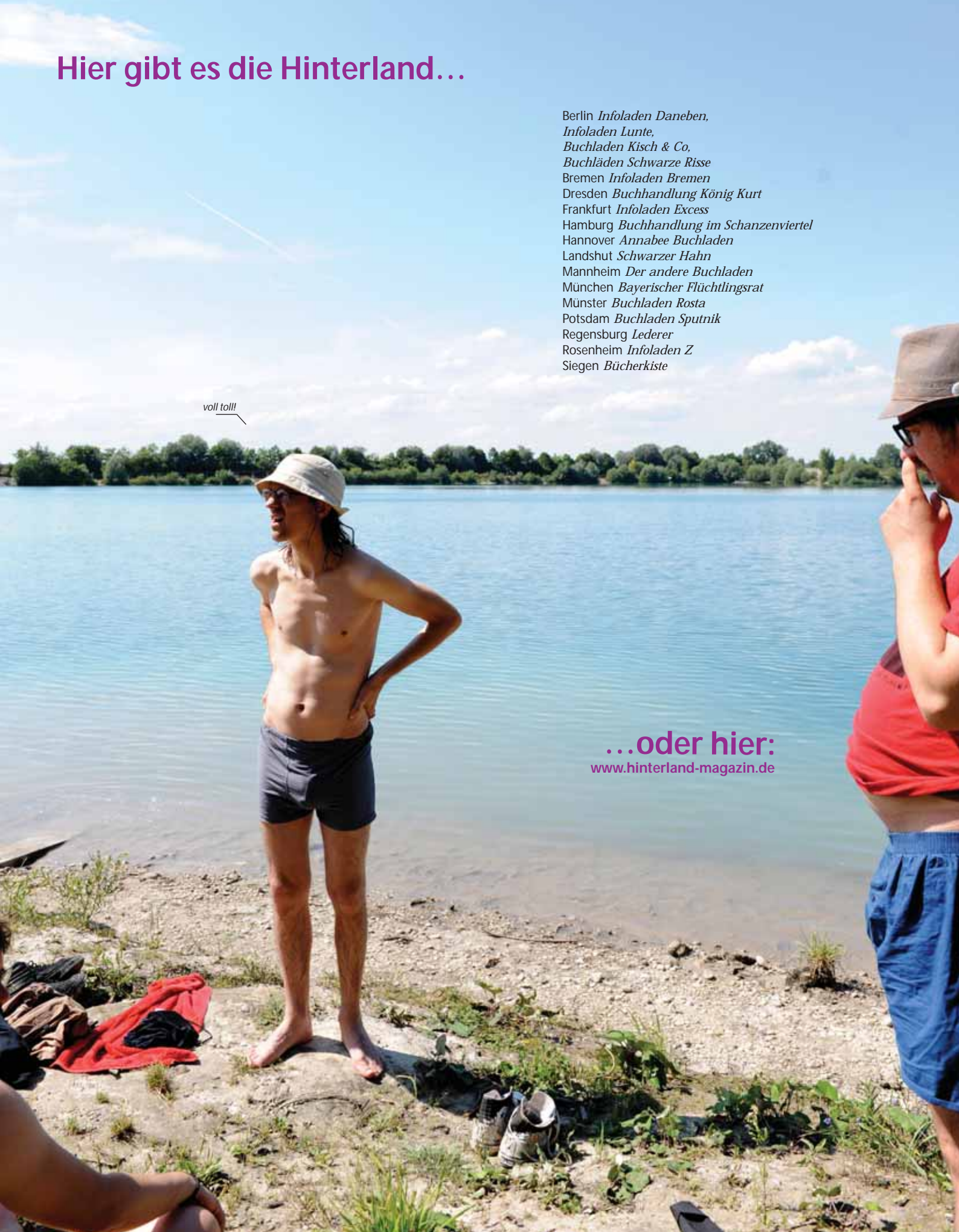
Foto: Andrea Huber

Hier gibt es die Hinterland...

Berlin *Infoladen Daneben,*
Infoladen Lunte,
Buchladen Kisch & Co,
Buchläden Schwarze Risse
Bremen *Infoladen Bremen*
Dresden *Buchhandlung König Kurt*
Frankfurt *Infoladen Excess*
Hamburg *Buchhandlung im Schanzenviertel*
Hannover *Annabee Buchladen*
Landshut *Schwarzer Hahn*
Mannheim *Der andere Buchladen*
München *Bayerischer Flüchtlingsrat*
Münster *Buchladen Rosta*
Potsdam *Buchladen Sputnik*
Regensburg *Lederer*
Rosenheim *Infoladen Z*
Siegen *Bücherkiste*

voll toll!

...oder hier:
www.hinterland-magazin.de



GEMEINT SIND WIR ALLE

WENN NAZIS MENSCHEN BELEIDIGEN UND ANGREIFEN.

**HIER IST KEIN PLATZ
FÜR NAZIS UND RASSISMUS!**

RassistInnen und Nazis treten immer offener und aggressiver auf.

Tagtäglich werden Menschen von Nazis bedroht und angegriffen.

Rassismus findet überall statt: In der Arbeit, in der Schule, in der Kneipe und auf der Straße.

**ES TRIFFT EINZELNE,
ABER GEMEINT SIND WIR ALLE!**

Wir stehen für ein offenes, lebenswertes München.

Ohne Gewalt, Angst und Einschüchterung!

**HIER IST KEIN PLATZ
FÜR NAZIS UND RASSISMUS!**



www.gemeint-sind-wir-alle.de